

Über das Stottern

Eine psychologische und charakterologische
Untersuchung an stotternden Kindern und Jugendlichen

Peter Paul Flosdorf

Würzburg

1958



Digitized by the Internet Archive
in 2026

Sonderdruck aus

JAHRBUCH
FÜR PSYCHOLOGIE
PSYCHOTHERAPIE UND
MEDIZINISCHE
ANTHROPOLOGIE

7. Jahrgang Heft 1/2

VERLAG KARL ALBER • FREIBURG UND MÜNCHEN



anschaulichen *Erfahrung* nicht aus dem Blick geraten, wenn diese – in den Wissenschaften – immer auch nur in Begriffen gegeben ist.

LITERATUR

- (1) *Bridgman, P. W.*: The Logic of Modern Physics. 1928.
- (2) *Brunswik, E.*: Representative Design and Probabilistic Theory in a Functional Psychology. Psychol. Rev. 62 (1955); 193 ff.
- (3) *Bübler, K.*: Die Krise der Psychologie. Jena 1927, ²1929.
- (4) *Carnap, R.*: Die physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft. Erkenntnis II (1931/32); 437 f.
- (5) *Diemer, A.*: Edmund Husserl. Versuch einer systematischen Darstellung seiner Phänomenologie. Meisenheim a. Gl. 1956.
- (6) *Eysenck, H. J.*: The Scientific Study of Personality. New York 1952.
- (7) *Eysenck, H. J.*: Wege und Abwege der Psychologie. Hamburg 1956.
- (8) *Herrmann, Th.*: Problem und Begriff der Ganzheit in der Psychologie. Wien 1957.
- (9) *Herrmann, Th.*: Der Methodendualismus in der Psychologie. Jhrb. Psychol. u. Psychother. 5 (1957); 182 ff.
- (10) *Hofstätter, P. R.*: Die beiden Wissensbegriffe und die Psychologie. Jhrb. Psychol. u. Psychother. 2 (1954); 138 ff.
- (11) *Hofstätter, P. R.*: Zur Frage der Intuition in der Psychodiagnostik. Stud. gen. 9 (1956); 527 ff.
- (12) *Husserl, E.*: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie I. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. (Hg. Biemel) Haag 1952.
- (13) *Kirchhoff, R.*: Allgemeine Ausdruckslehre. Prinzipien und Probleme der Allgemeinen Ausdruckstheorie. Göttingen 1957.
- (14) *Kirchhoff, R.*: Über Physiognomik und Pathognomik. Jhrb. Psychol. u. Psychother. 5 (1957); 267 ff.
- (15) *Kirchhoff, R.*: Zur Phänomenologie des Wollens. 21. Kongr. d. Dt. Ges. f. Psychol., Bonn 1957. Bericht: Göttingen 1958; 66 ff.
- (16) *Lersch, Ph.*: Das Problem des Aspekts in der Psychologie. Jhrb. Psychol. Psychother. 1 (1953).
- (17) *Loevinger, Jane*: Theoretical Foundations of Psychology (Ed. H. Helson). New York 1951; 595 ff.
- (18) *Meili, R.*: Psychologische Diagnostik. Bern 1951.
- (19) *Metzger, W.*: Psychologie. Die Entwicklung ihrer Grundannahmen seit der Einführung des Experiments. Dresden–Leipzig 1941, ²Darmstadt 1954.
- (20) *Reininger, R.*: Metaphysik der Wirklichkeit I. Wien 1931, ²1947.
- (21) *Scheler, M.*: Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Bern 1954.
- (22a) *Scheler, M.*: Die transzendente und die psychologische Methode. Leipzig ²1922.
- (22) *Bracken, E. v. (Hg.)*: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Bd. II. Berlin o. J.
- (23) *Wellek, A.*: Das Problem des seelischen Seins. Leipzig 1941, Meisenheim–Wien 1953.
- (24) *Wellek, A.*: Das Experiment in der Psychologie. In: Ganzheitspsychologie und Strukturtheorie. Zehn Abhandlungen zur Psychologie und philosophischen Anthropologie. Bern 1955; 181 ff.
- (25) *Wellek, A.*: Das Bewußtsein und die phänomenologische Methode in der Psychologie. In: Ganzheitspsychologie und Strukturtheorie. Zehn Abhandlungen zur Psychologie und philosophischen Anthropologie. Bern 1955; 237 ff.
- (26) *Wellek, A.*: Mathematik, Intuition und Raten. Stud. gen. 9 (1956); 537 ff.
- (27) *Wellek, A.*: The Phenomenological and Experimental Approaches to Psychology and Characterology. In: Perspectives in Personality Theory (Eds.: H. P. David – H. v. Bracken). New York 1957; 278 ff.
- (28) *Wellek, A.*: Der Rückfall in die Methodenkrise der Psychologie als Ausdruck der Divergenz der Menschenbilder. 21. Kongr. d. Dt. Ges. f. Psychol., Bonn 1957. Bericht: Göttingen 1958; auch selbständig (erweitert): Göttingen 1959.

- (28a) *Wellek, A.*: Ein Dritteljahrhundert nach *Bühlers* „Krise der Psychologie“. Ztschr. exp. angew. Psychol. 6 (1959); 109 ff.
- (29) *Wittenberg, A. I.*: Vom Denken in Begriffen. Mathematik als Experiment des reinen Denkens. Basel-Stuttgart 1957.

(Dr. Theo Herrmann, Mainz, Psychologisches Institut der Universität)

Über das Stottern

Eine psychologische und charakterologische Untersuchung
an stotternden Kindern und Jugendlichen

Von Peter Flosdorf, Würzburg

Das Anliegen dieser Arbeit ist*, einmal umfassend die grundlegende psychologische Bedeutung des Stotterns herauszuarbeiten. Es wird versucht, alle psychologisch relevanten Eigentümlichkeiten in ihrem Sinngehalt zu beleuchten. In der einfachen Nennung oder Beschreibung der Symptomatik des Stotterns dürfte seit *Gutzmann* und *Fröschels* kaum mehr etwas Neues anzufügen sein, wohl aber in der psychologisch-phänomenologischen Analyse und Sinndeutung derselben. Im Grunde geht es also um ein psychologisch-anthropologisches Anliegen, um die Rückführung der vielerorts gesammelten und beschriebenen Symptome und Befunde auf ein der heutigen Wissenschaft vom Menschen gerecht werdendes Bild. Unter einem solchen grundsätzlichen, anthropologischen Gesichtspunkt erscheinen zunächst die einzelnen Befunde und schließlich der Stotterer selbst in einem neuen Licht.

I. Die Theorien über das Stottern und allgemeiner Überblick

Die bekannteste und jedem vertraute Sprechstörung ist das Stottern, die Unterbrechung des Redeflusses durch inkoordinierte Bewegungen der Atmungs-, Stimm- und Artikulationsmuskulatur. Die normale und gelockerte Aussprache will nicht gelingen, und der Sprecher ist gezwungen, Laute, Silben oder ganze Worte zu wiederholen, wenn er nicht sogar hoffnungslos steckenbleibt. Die einsetzenden Bemühungen, das Hängenbleiben zu überwinden, führen zu mehr oder weniger gespannten Wiederholungen – dem sogenannten klonischen Stottern, oder es kommt zu einer derartigen Verkrampfung der Sprechmuskulatur, daß trotz heftigster Bemühungen überhaupt kein Laut über die Lippen gebracht wird; wenn, dann meist in Form einer explosionsartigen Sprengung des Krampfes. Diese Form des Stotterns nennen wir die tonische. Allgemein sieht man in ihr eine zeitlich spätere Form der Entwicklung eines Stotterns.

Hiermit sei schon angedeutet, daß bis auf den heutigen Tag die Meinungen und

* Es handelt sich hier um die Veröffentlichung der wesentlichen Teile meiner 1958 von der philosophischen Fakultät der Universität München angenommenen Dissertation.

Theorien über das Stottern und seine Genese völlig auseinandergehen, daß lediglich die konkreten Bemühungen um das sprachliche Geschehen sich doch wenigstens nahekomen, wobei auch allgemein die Wichtigkeit einer der jeweiligen Individualität angemessenen Therapie betont wird.

Es soll nur kurz auf die verschiedenen Theorien eingegangen werden. Die einen fassen das Leiden organisch bedingt auf (z. B. *Seemann*¹, *Asperger*²: Störung im Striatum-Pallidum – den grauen Zellen des Mittelhirns oder als Folge einer durchgemachten Encephalitis), die anderen funktionell, wobei psychische Ursachen im Vordergrund stehen. So sieht *Liebmann*³ hinter dem Stotterer eine nervöse Persönlichkeit, die auf schwache Reize abnorm reagiert. *Fröschels*⁴ spricht geradezu von einer Neurose und kommt dabei zu einer wesentlichen Beachtung der willentlichen Faktoren neben der Sprechangst. Im Anschluß an *Höpfner*⁵ definiert er das Stottern als „assoziative Aphasie“.

*Kussmaul*⁶, *Nadolesny*⁷ und *Gutzmann*⁸ nehmen etwa eine Mittelstellung ein, indem sie im Stottern eine nervöse Reaktion auf dem Gebiet sprachlicher Koordination auf konstitutioneller Grundlage sehen. Von *Kussmaul* stammt der Begriff der „Koordinationsneurose“, die auf einer angeborenen reizbaren Schwäche des Silbenkoordinationsapparates beruhe.

Schließlich sind auch die psychoanalytischen Richtungen an dem Symptom nicht vorübergegangen. So meint *Stekel*⁹ und später auch *E. Schneider*¹⁰, daß im Stottern der Sprechende bemüht sei, einen aus dem Unbewußten auftauchenden komplexhaften Zusammenhang, sehr oft auch nur ein besonders obszönes Wort zu verdrängen. Er sieht also im Stottern eine Erscheinung, die in unmittelbarer Parallele zu den von *Freud*¹¹ beschriebenen Fehlleistungen steht.

*Friedmann*¹² versucht die Erklärung im Sinne der von *Adler* und *Künkel* ausgebauten Individualpsychologie und meint, beim Stotterer spiele immer das „Sichausgestoßen-fühlen“, das Nichtbeachtetwerden und das Nicht-an-die-anderen-Herankönnen, das

¹ *M. Seemann*: Über somatische Befunde bei Stotterern. Mschr. Ohrenheilk. 68, 895–912 (1934); vgl. dazu allgemein: *G. Göllnitz*: Die Bedeutung der frühkindlichen Hirnschädigung für die Kinderpsychiatrie. Leipzig 1954 sowie die referierende Übersicht bei *E. Opitz* „Zur Pathogenese und Psychotherapie des Stotterns“ Hannover 1956.

² *H. Asperger*: Heilpädagogik. 2. Aufl. Wien 1956 S. 151 ff.

³ *A. Liebmann*: Vorlesungen über Sprachstörungen. Berlin 1924, 2. Aufl. 1. u. 9. Heft.

⁴ *E. Fröschels*: Lehrbuch der Sprachheilkunde. 2. Aufl. Leipzig-Wien 1925.

⁵ *Th. Höpfner*: Stottern als assoziative Aphasie. Ztschr. f. Pathopsychol. Buch 1.

Th. Höpfner: Psychologisches über Stottern und Sprechen. Ztschr. f. Psychother. u. med. Psychol. 1911.

Th. Höpfner: Zur Klinik und Systematik der assoziativen Aphasie. Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. 1922.

⁶ *Kussmaul*: Störungen der Sprache. 4. Aufl., Berlin 1912.

⁷ *M. Nadolesny*: Lehrbuch der Sprach- und Stimmheilkunde. Leipzig 1926.

⁸ *H. Gutzmann*: Sprachheilkunde. 2. Aufl., Berlin 1912.

H. Gutzmann: Das Stottern. Frankfurt 1898.

⁹ *H. Stekel*: Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung. 2. Aufl., Wien-Berlin 1912.

¹⁰ *E. Schneider*: Über das Stottern. Bern 1953.

¹¹ *S. Freud*: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 10 Aufl., Leipzig-Wien-Zürich 1924.

¹² *A. Friedmann*: Individualpsychologische Untersuchungen an Stotterern. Mschr. Ohrenheilkunde 69, 1935.

„Um-seine-persönliche-Wirkung-gebracht-Sein“ eine entscheidende Bedeutung. *Appelt*¹³ sieht im Stottern 1. eine passive Resistenz auf Grund mangelnden Mutes, 2. ein Mittel, willige und unwillige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und 3. eine Befriedigung der Geltungssucht. Die jüngste individualpsychologische Bearbeitung des Leidens stammt von *Ferenbach*¹⁴, die zu folgender Gruppierung kommt. Einmal zu den „schwer gehemmten unglücklichen Kranken“ und zum andern zu der Gruppe der „geschwätzigen eitlen Angeber, die in ihrem Leiden eine Art Freibrief sehen, sich vor jeder Verantwortung zu drücken“. Der ersten Gruppe fehle es an Gemeinschafts- und Hingabewilligkeit und der zweiten ermangele es an Selbstbehauptung und Hingabefähigkeit.

Abgesehen von den relativ wenigen Nachahmungsstotterern wird dem Symptom die Qualität des Leidens nicht abgesprochen. Ein simuliertes Stottern glaubt v. *Stokkert*¹⁵ immer dann annehmen zu müssen, wenn die Vehemenz des Symptoms in gerader Abhängigkeit vom Bedarf der Situation steht, während wirkliche Stotterer immer dann stottern würden, wenn sie den wenigsten Wert darauf legten. *Fröschels*¹⁶ sieht im Fehlen des von ihm entdeckten unwillkürlichen „Nasenflügelsymptoms“ ein differentialdiagnostisches Moment, das für Nachahmungsstottern spricht.

Wir können kaum ermessen, welche Qualen ein mit einem solchen Fehler kämpfender Mensch auszustehen hat, wenn er immer wieder erleben muß, daß er in der nur dem Menschen eigenen Funktion der Sprache versagt und meist gerade dann, wenn es für ihn darauf ankommt, und wenn er sich ganz besondere Mühe gibt, nicht zu stottern. Niederlage, Wiederaufrufen, erneute Enttäuschung und schließlich eine sich vor dem Hintergrund einer allgemeinen Sprechangst breitmachenden Resignation: „Ich kann nicht sprechen“, Vereinsamung, berufliche und persönliche Rückschläge, ohne die Möglichkeit, ihnen entsprechend begegnen zu können, sind die Folge.

Hier soll nicht auf die Beschreibung des Symptoms weiter eingegangen werden. Die verschiedenen Ausdruckserscheinungen, Abwandlungen und Stufen sind von *Fröschels*¹⁷ und seiner Schule herausgearbeitet und beschrieben worden.

Das Symptom hebt sich von anderen neurotischen Symptomen klar ab und ist weniger zusammen mit solchen anzutreffen, wenigstens nicht in der Häufigkeit, wie wir es bei anderen Symptomen zu finden gewohnt sind. Das Stottern tendiert zur Monosymptomatik, so daß man bei den Stotterern mit ziemlicher Regelmäßigkeit auf den ausgesprochenen oder unausgesprochenen Wunsch stößt: „Wenn doch nur das Stottern weg wäre“, „ich habe nur den einen Wunsch, wieder richtig sprechen zu können“. Die sprachliche Mangelerscheinung rückt sogar mit einem solchen affektiven Gewicht in den Mittelpunkt des Erlebens, daß gar nicht allzu selten bei stotternden Pubeszenten regelrechte Verzweiflung und sogar Selbstmordabsichten an-

¹³ A. Appelt: Zur Behandlung des Stotterns. Internat. Ztschr. f. Individualpsychol. Jg. 2., 1924.

¹⁴ M. Ferenbach: Zur seelischen Struktur der Stotterer. PSYCHE III, 1949/50, S. 131.

¹⁵ G. F. v. Stockert: Klinik, Ätiologie und Therapie des Stotterns. Dtsch. Ztschr. f. Nervenheilkunde, 98, 1927.

¹⁶ E. Fröschels: a. a. O.

¹⁷ E. Fröschels: a. a. O.

zutreffen sind¹⁸. Diese resultieren aus dem immer neuen Versagen, trotz größter Willensanstrengungen. Der Stotterer identifiziert sich mit seinem Symptom und erlebt in dessen Unzulänglichkeit die Bestätigung für seine Minderwertigkeit. Der Stotterer *will* richtig sprechen, aber er kann es einfach nicht – und er will immer wieder, ja er muß, wenn er nicht die Verbindung mit der Sozietät verlieren will. Dieser wirklich uneingeschränkte Wille zur Überwindung des Symptoms kann z. B. bei Bettnässern, die auch in anderer noch aufzuzeigender Hinsicht den Stotterern gegenüber grundverschieden sind, nicht immer angetroffen werden. Mitunter ist bei Bettnässern u. a. geradezu eine direkte Symptompflege zu beobachten; wobei nicht einmal an die Erscheinungen gedacht zu werden braucht, die einen unmittelbaren Lustgewinn, wie das Stehlen, Naschen, Onanieren und Streunen mit sich bringen und unter dem Gedanken der Kompensation bzw. des Defizitenausgleichs als sinnvoll verstanden werden können. Ein solcher Lustgewinn kann u. E. beim Stotterer nicht unmittelbar gefunden werden. Die Erklärungen *Stekels* und seiner Schule, der Stotterer komme durch sein Symptom zu einem oralen Lustgewinn (Befriedigung der Munderotik) geht an der wirklichen Erscheinung vorüber. Sie heftet sich auch viel zu sehr an die Enderscheinungen erwachsener Stotterer, die oft durch den starken und häufig zugleich sichtbaren Klonus der Zunge auffallen.

*Clark*¹⁹ glaubt im Stottern eine unmittelbare Parallele zu dem Saug- und Beißstadium des Säuglings und demnach im Symptom eine oral-sadistische Komponente zu sehen. *E. Schneider*²⁰ gelingt an einigen Fällen ein psychoanalytischer Erklärungsversuch. Auf Grund dessen glaubt er sich zu einer entsprechenden Gesamtdeutung des Stotterns berechtigt.

Bevor wir unseren Überblick über die verschiedenen Autoren und deren Theorien abschließen, müssen wir noch einmal auf *Fröschels* zurückkommen. Er vertritt eine entschieden psychologische Theorie. Nach ihm gehören „primäre physiologische Mängel der Wortfindung und der Satzbildung sowie Störungen im Gedankenablauf zu den Initialsymptomen des Stotterns“²¹, er fügt dann aber hinzu, „daß diese Ausfallserscheinungen in einem gewissen Maße zu Beginn des Sprechlernens physiologisch sind“. Deshalb spricht man allgemein vom *physiologischen Stottern* und meint damit die normaler Weise in der frühen kindlichen Entwicklung auftretenden Sprechschwierigkeiten, die Folge der mangelhaften Übereinstimmung zwischen dem kindlichen Denken und dem gesteigerten Sprechdrang sind.

Fröschels führt weiter aus, daß der eigentliche spezifische Kern des Stotterübels erst dort zu finden sei, wo das Bewußtsein der gestörten Sprache bei dem „ataktisch“ Sprechenden aufkommt²². Diese Reflexion, die meist ausgelöst und unterhalten wird durch bewußtmachende Ansprache von seiten der Erwachsenen, führt zu der Meinung, sich anstrengen zu müssen, womit der Wert der Wortbedeutungen langsam

¹⁸ Hierauf verweist auch *L. Stein* in „Sprach- und Stimmstörungen“ (Leipzig 1937), und ich fand dies bei mehreren von mir untersuchten älteren Stotterern bestätigt.

¹⁹ *L. P. Clark*: The mental treatment of stammering (Die geistige Behandlung des Stotterns), Psychiatr. Quart. 8, 1934; vgl. dazu auch *Fr. Grewel*: Stottern. Die psychiatrisch-neurologische Seite des Stotter-Phänomens. Psychiatr. Bl. 41, 1937.

²⁰ *E. Schneider*: a. a. O.

²¹ *E. Fröschels*: Sprach- und Stimmstörungen, in Bücher der ärztlichen Praxis Buch 17, Wien-Berlin 1929, S. 42.

²² *E. Fröschels*: a. a. O. S. 341

zurücktritt gegenüber den Bewegungsvorstellungen. Mit der Ausbildung eines Störungsbewußtseins spielen in der Folge immer häufiger Bewegungsvorstellungen in Bewegungen hinein, die automatisch ablaufen sollten und diese deshalb stören. Ein Vorgang, den jeder in ähnlicher Weise bei den automatischen Abläufen des Gehens und Schreibens nachprüfen kann, die sich um so harmonischer und glatter zu vollziehen pflegen, je weniger man an sie denkt. „So wird auch der Stotterer durch seine Reflexionen seine Sprachbewegungen nur mehr hemmen und durch das Bewußtsein der zur Bewegung gehörigen Anstrengung immer kräftigere und krampfartigere Bewegungen ausführen“²³. Jeder Vater eines stotternden Kindes versteht das Gemeinte, wenn er daran erinnert wird, daß ein sicheres Autofahren erst dann gewährleistet ist, wenn der Fahrer nicht mehr an die einzelnen Handgriffe zu denken braucht. Genausowenig wird der das Radfahren lernende Bub die Balance halten können, solange er noch die Lenkstange krampfhaft festhält und dadurch nicht den leichten Ausschlägen und Selbstregulierungen des Rades nachgeben kann. Und kaum eine Mutter gibt es, die nicht aus eigenem Erleben bestätigen könnte, daß die Anwesenheit der von Kritik und Zweifel oder auch von guten Ratschlägen erfüllten Schwiegermutter das Gelingen eines neuen Rezeptes nur in Frage stellt und daß es um so besser klappen wird, je ungestörter, d. h. *ungezwungener* sie der Arbeit nachgehen kann.

In der präzisen Beobachtung und Beschreibung des in seiner Symptomentwicklung geradezu gesetzmäßig verlaufenden Leidens konnte *Fröschels* das Stärkerwerden des tonischen Anteils nachweisen, der im Grunde nichts anderes als die körperlich-motorische Seite eines ihn begleitenden bewußten Willenseinsatzes ist. Die Aufeinanderfolge der Einzelsymptome, bzw. die verschiedenen Stadien der Symptomentwicklung beginnen mit der einfachen Iteration²⁴ von Silben und Worten, also dem reinen Klonus. Daran schließen sich die verlangsamten Tono-Kloni an, denen dann Mitbewegungen, reine Toni und die beschleunigten Tono-Kloni folgen. Die Entwicklung endet schließlich im „Stadium des kaschierten Stotterns“, wo durch entsprechenden Satzbau oder Wortverbindungen zum Bewußtsein gekommene sog. schwere Worte bzw. Laute vorsätzlich umgangen werden.

Die Entwicklung vom Klonus zum Tonus zeigt, daß sich lediglich das äußere Bild, nicht aber die innere Struktur geändert hat, daß vielmehr diese viel deutlicher zum Ausdruck kommt, nämlich in dem Versuch, mit bewußter Kraftanstrengung, d. h. der Spannung quergestreifter Muskulatur, die Aufgabe zu meistern. Von da ist es nur mehr ein kleiner Schritt – schon nach dem Gesetz der muskulären Ausstrahlung – daß die Spannungen der Kehlkopfmuskulatur durch das Spannen anderer größerer Muskelpartien begleitet werden und so zu den sog. Mitbewegungen führen, deren unwillkürlichen Charakter *Fröschels* bestreitet (mit Ausnahme des Nasenflügelsymptoms), weshalb er vorschlägt, von *Mit-Handlungen* zu sprechen, deren Sinn in

²³ *E. Fröschels*: a. a. O. S. 342/43.

²⁴ nach *L. Stein*: Entwicklungsgeschichtliche Deutung der Entstehung des Silbenwiederholens. Arch. f. Psychiatr. 70, 1924, tritt im physiologischen Klonus zunächst eine entwicklungsgeschichtlich frühere Stufe und Bewegungsform wieder zu Tage. Je älter eine Sprache sei, desto mehr Reduplikationen, z. B. in der Kindersprache, seien zu beobachten. Das einmalige Aussprechen einer Silbe sei ein dynamisch schwerer zu beherrschender und phylogenetisch, wie ontogenetisch späterer Vorgang als das Wiederholen.

der dadurch stattfindenden „Ablenkung der Aufmerksamkeit vom Sprechakt“ liege. Diese finden wir bei unserem Material in allen Abarten, vom Schlagen der Augenlider bis hin zu dem massiven Stoßen des Kopfes und der Arme. Im Fortgang dieser Entwicklung kommt es zu einer noch weiteren Kaschierung. In der Beobachtung erwachsener Stotterer konnten wir bestätigt sehen, daß später der Tonus umgangen wird und nur noch Pausen und gelegentliche Embolophrasien die frühere Unsicherheit anzeigen, wobei die letzteren aushelfen sollen, die Pausen der Sammlung und Konzentration zu überbrücken. Darum findet man auch bei Erwachsenen, die früher einmal schwere Stotterer waren, im ganzen eine getragene und mitunter singende Redeweise, die schon von ihrem motorischen Ablauf her den Einbruch tonischer oder klonischer Störungen erschweren und beim direkten Singen ja nahezu unmöglich machen. Hier liegt denn auch eine einfache Erklärung dafür, daß praktisch alle Stotterer singen können²⁵, was uns regelmäßig von den Eltern stotternder Kinder mit Verwunderung berichtet wurde. Man kann beim Stottern mit gewissem Recht von eingeschliffenen, reflexhaften Funktionsbahnen sprechen. Als eine, wenn auch unfreiwillige Angewohnheit und als Ausdruck von Willensschwäche wird das Stottern von vielen, wenn nicht sogar von den meisten Eltern angesehen und nur darum kann es geschehen, daß den Kindern ihr Fehler immer wieder vorgehalten wird und sie zur besseren Aufmerksamkeit aufgerufen werden. Fast regelmäßig bekommt das stotternde Kind schon jenen von Ungeduld und Ärger bestimmten Appell zu hören: „Reiß dich doch zusammen.“ Die Fälle, wo sich das Kind durch sein Leiden noch Schläge und andere Strafen einträgt, sind gar nicht so selten. Hier erfährt das stotternde Kind die gleichen uneinsichtigen und auf jeden Fall immer nur verschlimmernden Erziehungspraktiken wie etwa das bettnässende oder nägelkauende Kind.

Dies soll als Übersicht über die verschiedenen wissenschaftlichen Theorien und die allgemeine Wertung des Stotterns bei den meisten unserer in Frage kommenden Eltern genügen. Wissenschaft und der größte Teil der Eltern kommen dabei zu einer grundverschiedenen Wertung, wenn von einigen Ausnahmen abgesehen werden darf. Die allgemeine Verständnislosigkeit für den Leidenscharakter des Stotterns zeigt sich auch darin, daß es wohl kaum eine Störung gibt, die in einem solchen Ausmaß zum Anlaß für Spötteleien und billige Witze wird.

II. Der entwicklungspsychologische Aspekt des Stotterns.

1. Zusammenhang von 1. Trotzalter und Stottern.

Bei der überwiegenden Mehrzahl aller Stotterer beginnt das Leiden um das 4. Lebensjahr herum. Diese Eigentümlichkeit wird in der einschlägigen Literatur durchgehend vermerkt, aber kaum weiter beachtet. Es sei denn, daß dies lediglich in Zusammenhang gebracht wird mit der Theorie des physiologischen Stotterns m. a. W. mit der zu dieser Zeit auftretenden Diskrepanz von übersteigertem kindlichen Aussagebedürfnis und beschränkter Wortverfügungsgewalt. Man glaubt auch, eine gewisse Überansprechbarkeit der Zwischenhirnzellen annehmen zu müs-

²⁵ R. Schilling: Das kindliche Sprechvermögen. Freiburg 1956, meint: „Höchstens 8 Prozent der Stotterer sind auch Singstotterer.“ S. 264.

sen, aus der heraus es gerade zu diesem Zeitpunkt zu Störungen der Sprache kommt. Erst *Wiesenbütter*²⁶ macht auf den entwicklungspsychologischen Zusammenhang aufmerksam, wenn er auf den „krisenhaften Einbruch des individuierenden Geistes“ verweist, der das Wesen aus dem Gleichgewicht bringe und dem erst die regulierenden und ausgleichenden Vorgänge folgen müßten. Tatsächlich tritt das Kind jetzt erstmalig aus seiner „primitiven Verbundenheit“²⁷ mit seiner Umwelt heraus. Es erlebt sein *Ich* als Instanz seines Handelns und Entscheidens, während es sich vorher seiner Andersheit und Besonderheit nicht in dem Maße bewußt war. Jetzt wird das „Ich, als ein besonderes von allen und allem anderen wesenhaft Verschiedenes praktisch entdeckt“²⁷, „es tritt das Ich, von der Sprache vergegenständlicht, und im Willen deutlich erlebt, in das Bewußtsein des Kindes“²⁸. Das Kind vermag sich nun in ganz neuer Weise als Handelnder zu erkennen. Im Zuge dieser Entwicklung kommt es zu einem forcierten Einsatz der neuen Kräfte. Das Thema des „Wollenwollens“ (*Remplein*) wird durchgespielt; dabei gerät das Kind aber „notwendig mit seiner Umgebung in Konflikt. Bisher ließ es sich weitgehend von den anderen Menschen vorschreiben, was es wollte, während es nun konsequent auf Erfüllung seiner Wünsche beharrt. Das Kind, das jetzt eigene Willensziele verfolgt, und dabei von seiner Umgebung immer wieder gestört wird, gewinnt eine feindliche Haltung gegenüber den anderen Menschen“²⁹. Charlotte *Bühler* spricht in diesem Zusammenhang von „Leidenschaftsausbrüchen“, die denen Erwachsener in nichts nachstehen würden und prägt den Begriff der „Affektkrise“. An anderer Stelle sagt sie³⁰, daß das Trotzproblem „mit der Reifung des kindlichen Willens in Auseinandersetzung mit der Autorität des überlegenen Erwachsenen ganz notwendig verbunden“ sei.

In der Deutung dieser Phase ist sich die Entwicklungspsychologie³¹ heute einig, wie schon die zitierten Stellen ersehen lassen. Oswald *Kroh* verweist in dem angeführten Werk auch auf den von der Psychoanalyse herausgearbeiteten bzw. immer wieder vorgefundenen Tatbestand, daß Neurosen und Fehlentwicklungen bis auf die frühe Zeit zurückgehen. Die bisherige Harmonie der kindlichen Seele ist zunächst einmal gebrochen, gestört, so daß Konflikte, insbesondere bei der „propulsiven“ (*Thomae*) Eigenart der neu geweckten Triebfedern, schnell entstehen können und gerade bei der noch unstrukturierten Gefühlslage zu bleibenden Fehlhaltungen führen können. *Busemann*³² sieht darum in der 1. Trotzperiode eine „Erregungsphase“. Das Stottern wurzelt jedoch u. E. in der Trotzphase nicht nur unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt eines entwicklungsbedingten Engpasses, einer „Affektkrise“, so wie etwa andere Neurosen in anderen Erregungs- und Entwicklungs-

²⁶ *E. Wiesenbütter*: a. a. O. S. 64–75.

²⁷ O. *Kroh*: Entwicklungspsychologie des Grundschulkindes. 11. u. 12. Aufl., Langensalza S. 112 u. S. 127.

²⁸ *Ch. Bühler*: Kindheit und Jugend. 3. Aufl., Leipzig 1931, S. 206.

²⁹ *Karl Bühler*: Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes. Heidelberg 1949, S. 174.

³⁰ *Ch. Bühler*: Praktische Kinderpsychologie, Wien 1937, S. 47.

³¹ vgl. *H. Remplein*: Die seelische Entwicklung in der Kindheit und Reifezeit. 2. Aufl., München 1950, S. 144 ff.

³² *A. Busemann*: Erregungsphasen der Jugend. Z. f. Kinderf. 33, 1927.

A. Busemann: Krisenjahre im Ablauf der menschlichen Jugend. Ratingen 1953.

phasen ihren Ausgangspunkt nehmen können³³, da in solchen Augenblicken einfach das seelische Gleichgewicht gestört und die Verarbeitungsfähigkeit und Widerstandskraft herabgesetzt ist, sondern das Stottern nimmt in eminentem Sinn die Thematik der Trotzphase zum Ausgangspunkt: Die bewußte Ichfindung als Ausgangspunkt volitiver Setzungen, bringt sich in Distanz zu der ihr zugeordneten persönlichen und sachlichen Welt und gerät dadurch vor allem zu der ersten in Widerspruch. *Das Stottern als Ausdruck des gestörten Sprechablaufs wird zum Zeichen der bewußt erlebten gestörten Umweltbeziehung des Kindes.* Ohne Möglichkeit einer wirksamen Flucht zurück in die frühkindliche Geborgenheit und Verwobenheit muß sich das Kind zu dem immer neu gesetzten Versuch einer *Behauptung* spannen. Den krisenhaften Charakter dieser Phase müssen wir in diesem Zusammenhang mehrfach determiniert sehen.

Zunächst geht es in der oben angedeuteten Weise um die Bewältigung des ausgeweiteten Sprachschatzes³⁴. Dem erweiterten Erlebnisraum entspricht der erweiterte Sprachraum. Erweiterung besagt aber noch keine freie und flüssige Verfügbarkeit, und so muß das Kind in seiner sprechenden Selbstdarstellung gegen innere Widerstände ankämpfen, die sich seinem Wollen nicht ohne weiteres beugen und darum zu einer Aktivierung konzentrativer Kräfte führen. Zu der kämpferischen Gebärde, dem versteiften „Trotzdem“ kommt es nicht nur im zwischenmenschlichen Bereich oder in der Beziehung zu den Objekten, sondern auch im intrapsychischen Bereich, nämlich in der Überwindung von sprachlichen Formulierungsschwierigkeiten, die jedem automatisierenden Vorgang vorausgeht und erst danach zur vollen Sprechfertigkeit führt.

Diese intrapsychische Spannung wird durch den Konflikt von „individueller Entfaltungstendenz (*Ch. Bühler*) und den Verboten der Erwachsenenwelt noch gesteigert, die dem Kind durch die neu erreichte Stufe seines Icherlebens natürlich sehr viel intensiver zum Bewußtsein kommt. Das Kind gibt dem auch sprachlichen Ausdruck. Es will sich mit seinen Wünschen durchsetzen und seinem eigenen Willen Ausdruck verleihen. „Ich will“ und „ich möchte“ werden zu häufigen Äußerungen“³⁵ und die Sprache damit zu dem führenden Organ der Ichbehauptung. Das trotzende Nein und der Widerspruch dürfen überhaupt als sprachliches Kennzeichen dieser Phase gelten.

Schließlich führt die Trotzphase noch zum Erwachen des Ichbewußtseins und damit zum Zerfall der symbiotischen Einheit von Welt und Kind. Das Wörtchen „Ich“ erhält eine ganz neue Bedeutung für das Kind. Wenn es dabei noch um keine theoretische Benennung oder Reflexion geht, wie später in der Reifezeit, so kommt dem Kind seine Abgehobenheit und Andersartigkeit durchaus zum Erleben. Das Kind wird sich seiner im Selbstgefühl inne und erlebt darin „die Tatsache seines individuellen Selbstsein“³⁶. Nicht zu Unrecht spricht man deshalb im Volke von „einer kleinen Persönlichkeit“ oder „einer kleinen Person“. Das Kind vermag frei über sich

³³ *E. Wiesenbütter*: Kindliche Neurosen. Hdb. d. Neurosenlehre und Psychotherapie. München-Berlin-Wien 1957/58.

³⁴ *A. Busemann*: a. a. O. S. 37 ff. über die sprachlichen Neuerwerbungen Bubis bei Scupin.

³⁵ *H. Rempelin*: a. a. O. S. 144.

³⁶ *Ph. Lersch*: a. a. O. S. 266.

zu bestimmen und entwickelt darin ein Gefühl für seine Eigenmacht und seinen Selbstwert, weshalb *Remplein* den Sinn der Trotzphase neben der Erstarkung des Wollens in der „beginnenden Ausbildung der Person“ sieht. Er verweist dabei auch auf die damit vorübergehend auftretende „Auflockerung des seelischen Gefüges“, die leicht zum Anlaß für Neurosen werden könnte. Die Bereicherung der endothymenten Schicht durch neue Formen des Zumuteseins wird zu einer völlig neuen Aufgabe für das Kind, wenn wir nur an die Gefahr von Minderwertigkeitserlebnissen, von Scham und Verlegenheit denken. Diese Formen des Zumuteseins entspringen vorwiegend der Auseinandersetzung im mitmenschlichen Bereich, wenn die Persönlichkeit dem Anspruch nicht gewachsen ist und ihr gegenüber versagt. Die dem Kind mit der neu erreichten Reifungsstufe auferlegte bewußte und auch schon verantwortliche Stellungnahme, bringt es in eine bis dahin noch nicht dagewesene Situation. „Das ist etwas so Neues, daß das auf einmal sich selbst mit einberechnende Wesen notwendigerweise aus dem Gleichgewicht geraten muß. Lebte, dachte und sprach es bisher aus einem einheitlichen Grund, tritt nun eine Entzweiung ein, die sich im Verhalten zu-sich-selbst vorwiegend denkend, im Verhalten über-sich-selbst-hinaus vorzugsweise sprechend vollzieht und zeigt. Diese Entzweiung kann bildlich auch so gesehen werden: Während der Geist voran und in die Ferne stößt, zieht und trachtet die Natur zurück. Das Wesen tritt in eine neue Daseinsdimension ein, und damit wird etwas ganz anderes Problem. Nicht mehr ist es beispielsweise die Bewältigung der Ausscheidungsfunktionen, die als akutes Geschehen durch Konflikte, Hinwendungen, Forderungen, Krankheiten usw. gestört und in dem Gestörtsein fixiert werden, sondern die Integrierung geistiger Aufgaben und Funktionen, die sich im Denken, Wollen und Sprechen abspielen und ausdrücken.“³⁷

Diese Thematik tritt übrigens bei vielen, daraufhin stotternden Kindern schlagartig ein, so daß der ohnehin schon normalerweise als Bruch erlebte Entwicklungsschritt zu einem regelrechten Schock werden kann, so wie bei jenem Kind, das – zum erstenmal allein auf dem Hof – gleich in die Grün- und Blumenflächen der Wohnanlage hineinläuft und bald danach vom Aufseher fürchterlich beschimpft und bedroht wird und seitdem stottert. Das ungestörte Dahinleben hat mit einem Mal aufgehört. Es fühlt sich der Bedrohung ganz allein ausgeliefert, ohne die Nähe der Mutter und die Möglichkeit einer Flucht. Zudem handelt es sich noch um einen unbekannten Mann, dessen man sich nicht versichern kann, und so wird das Erlebnis erst zu einer eigentlichen Bedrohung, in der sich das Kind unvorbereitet zu verantworten hat. Die „Verantwortung“ mißlingt. Das vorhandene Wissen entzieht sich in der durch die affektive Spannung bedingten Enge (Angst) der freien Verfügbarkeit und bei bestehenbleibendem äußeren und inneren Druck drängt es zu einer Entladung: die „freie“ Rede, die „Antwort“ verzerrt sich im Überdruck des überspannten Gestotterers.

Die mit der Geburt beginnende Verselbständigung erreicht mit der Trotzphase einen ersten Höhepunkt, der, wie gezeigt wurde, schon die wesentlichen Seiten menschlicher Daseinsverwirklichung beinhaltet und dem Kind von da her das Dasein überhaupt erst richtig als Aufgabe und Behauptungsfeld bewußt werden läßt. Der

³⁷ E. Wiesenbütter: a. a. O., S. 72.

erreichte Höhepunkt der Entwicklung besagt in der Loslösung von der bergenden Umwelt einerseits und der distanzierenden Bewußtwerdung andererseits eine Vereinzelung und ein Auf-sich-gestellt-Sein, das die kindlichen Kräfte einfach überfordern muß. Das Stottern wird deshalb zum sprechenden Ausdruck eines verkrampften und versteiften Versuches, sich als Persönlichkeit gegenüber der persönlichen Mitwelt sprachlich zu behaupten. Eben erst aus der vorbewußten Geborgenheit herausgetreten und nun plötzlich auf sich allein gestellt, kann das Kind noch nicht reibungslos und selbstverständlich über alle seine Fähigkeiten verfügen. Was vorher von den Tiefen der Seele her gesteuert unmittelbar geschah, ist jetzt durch die bewußte Stellungnahme und denkende Verarbeitung gefährdet und erschwert. Die harmonische Einheit ist zerbrochen. Wie wir auch jetzt erst bei Kindern künstliche Verstellung und gezielte Koketterie bemerken können, die bei dem naiv und unreflektiert dahinglebenden Kind des zweiten Lebensjahres noch undenkbar sind. Das Stottern ist insofern nicht nur der Ausdruck eines versteiften, aber noch mißglückten sprachlichen Behauptungsversuches, sondern überhaupt Ausdruck der in Frage gestellten innerseelischen Harmonie (Verlust der Naivität!). So wie sich das Kind in der bewußten Verwirklichung seiner kleinen Persönlichkeit verkrampft, so verkrampft sich auch die Sprache, die sowohl Ausdrucksfeld als auch Behauptungsorgan im zwischenmenschlichen Bereich ist. Aus dem fließenden ungebrochenen Rhythmus des Sprechens wird ein verkrampftes, taktierendes und willentlich-bewußtes Stoßen – eben ein Stottern.

Nicht immer glückt die harmonische Überwindung solcher Schwierigkeiten. Die unterschiedliche Dauer dieser Phase hängt von einer Fülle von Faktoren persönlicher und umweltbedingter Art ab. Als geglückt erscheint sie uns, wenn die Anpassung an die im neuen Licht bewußter Stellungnahme erlebten Verhältnisse gelingt und keine Versteifung Platz greift. Wird aber aus der mehr entwicklungsbedingten und aktuellen Bedrohung eine dauernde, so erzwingen die Umstände ein Fortbestehen der sonst phasenbedingten Lebensthematik. Diese aber würde mehr und mehr der Züge trotzigem Aufbegehren entbehren und dafür bald das Bild zeigen, das *Lersch* vom charakterologischen Umfeld schwächlichen Eigenmachtgefühls gibt. „Der Mensch des schwächlichen (asthenischen) Eigenmachtgefühls neigt in seinem Lebensgefühl mehr zum Pole der Unfroheit . . . Der ihm eigene Mangel an Selbstvertrauen bringt es mit sich, daß er sich scheut, Verantwortung und Risiko zu übernehmen . . . Sein Willensleben ist gekennzeichnet durch eine natürliche Zaghaftigkeit, Unentschlossenheit und Gehemmtheit, die sich bis zur völligen Entschlußunfähigkeit steigern kann . . . er ist eher bereit, sich Ziele von anderen Instanzen geben zu lassen . . . Er zeigt wenig natürlichen Autoritätsanspruch . . . Er hat wenig Mut zu widersprechen und Widerstand zu leisten . . . Im Auftreten, also in der Art, wie er seine Person in sein mitmenschliches Milieu hineinstellt, neigt er zur Scheuheit, Selbstunsicherheit, Gehemmtheit, Befangenheit, Verlegenheit und Schüchternheit . . .“³⁸

³⁸ *Ph. Lersch*: a.a.O. S. 267.

2. Nachweis der entwicklungspsychologischen Tatbestände am untersuchten Personenkreis.

Bei dem von uns untersuchten Personenkreis³⁹ begannen zu stottern:

67% im 3.– 4. Lebensjahr
 30% im 6.– 7. Lebensjahr
 und nur 3% im 9.–12. Lebensjahr
 (absolute Zahlen: 87 – 40 – 4 zusammen 131)

Konnten wir das Auftreten des Symptoms mit dem Eintritt der Trotzphase unserem Verständnis näherbringen, so bleibt zu klären, wie es sich mit den beiden restlichen Gruppen verhält. Dazu bedarf es einer etwas ausführlicheren Darstellung der Einzelfälle, die sich aber auf übereinstimmende Züge beschränken soll.

Beginnen wir mit der letzten und kleinsten Gruppe. Unter den vier Kindern ist ein mongoloides Kind, das erst mit 12 Jahren zu stottern begann, nachdem es kurz vorher mit dem Bettnässen aufgehört hatte. Das Kind stammt aus sozial gehobenem Milieu. Aus der dadurch erwachsenden schwierigen Position kann eine recht aggressive Spannung seiner Umwelt gegenüber beobachtet werden. Wenn das Mädel auch sonst gehegt und gepflegt wird, versucht man doch, es auf jede Weise zu schulen und zu fördern. Die ziemlich nervöse Mutter hat bei ausgesprochen nervöser und gespannter Redeweise den größten erzieherischen Einfluß auf das Kind. Mongoloide Kinder kommen in allgemeinen nicht über den Entwicklungsstand eines 4–5jährigen Kindes hinaus, und so dürfte das Symptom hier bei den überspannenden Milieufaktoren zu einem „physiologischen Stottern“ geführt haben, das darum auch auf der ersten Stufe der Symptomentwicklung stehengeblieben ist. Gleichzeitig bringt sich das Kind durch sein Symptom noch das besondere Interesse seines Lehrers ein, der sich mit der Betreuung sprechgestörter Kinder besonders beschäftigt. – Bei den drei übrigen Kindern setzt das Symptom auf Grund genau zu fixierender Umstände ein, denen die erschwerte Behauptung in recht massiven, aber kurzfristig entstandenen Konfliktsituationen gemeinsam ist. Bei allen dreien ist das Symptom noch eingebettet in andere Angst- und Zwangsreaktionen und bei allen dreien trägt das Symptom mit dazu bei, der Konfliktsituation einigermaßen befriedigend ausweichen zu können. Das Symptom wird hier also auch ohne den sinnerhellenden Hintergrund der phasenspezifischen Thematik sinnvoll, indem es im eigentlichen Sinne des Wortes „notwendig“ heraufgezwungen wird durch die das unglückliche Zusammentreffen von persönlichen und situativen Momenten bedingende Krise und so zu einer zwingenden Antwort wird auf diese Frage des Augenblicks. Die therapeutische oder rein situative Lösung des Konflikts ließ das Symptom relativ schnell wieder abklingen.

Die zweite größere Gruppe beginnt mit dem Symptom um das 6. bis 7. Lebensjahr, mit anderen Worten: ungefähr mit der Einschulung. Eine genauere Prüfung der einzelnen Fälle ergibt, daß wir bei fast allen durch besondere Verwöhnung bedingte Ent-

³⁹ Es wurden an stotternden Kindern und Jugendlichen erfaßt:

1. Aus dem Stadtschulbezirk und der Erziehungsberatungsstelle Würzburg	71
2. Aus der Psychotherapeutisch-heilpädagogischen Station in Würzburg	30
3. Aus der Erziehungsberatungsstelle Kulmbach	30
also insgesamt 131 stotternde Kinder und Jugendliche.	

wicklungsretardierungen sehen, denen dann durch die Einschulung und die damit verbundene plötzliche Belastung der psychischen Kräfte ein Ende gesetzt wird. Das Kind erwacht aus „seligem Schlaf“ und sieht sich der grausamen Wirklichkeit unvorbereitet gegenüber. Die sonst gewohnte Flucht in die bergende Familie wird jetzt auf einmal nicht geduldet und erstmalig die Behauptung gefordert, als unabdingbare Pflicht, die es völlig auf sich allein gestellt und verlassen von jeglichem Schutz erfüllen muß. In dem Aufbau seines Ichs hinter den Kameraden zurückgeblieben, spürt es recht bald sein Unvermögen und seine Schwäche, gerade im Vergleich zu diesen. Die Entwicklung von Angst- und Minderwertigkeitsgefühlen kann nicht ausbleiben und führt in der Prüfsituation der Schule und in der Verantwortung gegenüber dem Lehrer unmittelbar zum Stottern. Die Zuhörerschaft der Kameraden liefert das Kind zudem der Blamage aus und sorgt darüber hinaus für eine recht schnelle Bewußtmachung des Symptoms. Gerade die ersten Jahrgänge in der Schule zeichnen sich durch einen besonders großen Drang nach aggressiven Gehässigkeiten aus. Regelmäßig finden wir, daß solche Kinder mit Spitznamen wie „Stotterhannes“ oder „Stotterphilipp“ bezeichnet werden und daß sich das Kind oft dem Gehänsel der ganzen Klasse ausgeliefert sieht, die bis dahin noch kein eigentliches Zusammengehörigkeitsgefühl („Klassengeist“) entwickelt hat. Wir sind hier allerdings der Meinung, daß es sehr oft nur am Lehrer liegt, inwieweit solche Praktiken in seiner Klasse Raum greifen. Bei uns genügten immer einige wenige Hinweise, um der Heimgemeinschaft eine neu entstandene Neigung zum Hänselein – meist verursacht durch den Einfluß eines neu hinzugekommenen Kindes – wieder zu nehmen. Solche Hänseleien beeinträchtigen die Sicherheit und das Selbstgefühl der durch die vorhergehende Verwöhnung ohnehin kontaktschwachen Kinder besonders schwer. Unterlegenheitsgefühle einerseits und Überwertung des Symptoms andererseits bauen sich rasch aus und ziehen entsprechende Überkompensation (meist Leistungen irgendwelcher Art) nach sich und führen hinsichtlich des Sprechens durch die stattgehabte Bewußtmachung des Symptoms zu der Intensivierung der Überwindungsanstrengungen, d. h. zu einem stärker werdenden Tonus und damit zu einer Verschlimmerung des Symptoms. Den gleichen Prozeß beobachten wir natürlich bei den Kindern, die schon stotternd in die Schule kommen.

Unter solchen Umständen kommt es zu keiner glücklichen und erfolgreichen Stärkung des Selbstgefühls. Das früher Versäumte rächt sich jetzt schwer und meist für das Leben bleibende Prägungen im Sinne von Insuffizienzgefühlen sind die Folge, um so mehr, als die die Prägung bewirkende Umwelt das Kind über mindestens 4–8 Jahre weiterhin begleitet. Ist dem Kind eine kräftige oder allgemein glückliche Konstitution mitgegeben und kommen ihm den sozialen Anschluß fördernde Faktoren entgegen, so kann sich das Stottern noch während der Schulzeit bessern, unter Umständen sogar ganz verschwinden. Wir beobachteten einen schweren Stotterer, der als Einzelkind durch die zufällige Aufnahme in eine Jugendgruppe Anschluß an eine ihn bald in seinem Erleben ausfüllende und tragende Gemeinschaft fand. Das Gefühl der Verbundenheit mit den Kameraden nahm ihm zusehends innerhalb der Gruppe die Hemmungen und beflügelte ihn in einem solchen Maße in seinem Enthusiasmus und seiner Einsatzbereitschaft für diese, daß er nach knapp drei Jahren zum Gruppenführer avancierte, was um so beachtenswerter war, als er der einzige Volksschüler und später Werkstätige (Maurer!) unter Oberschülern war. Die ihm so

zugewachsene Autorität und Verantwortung bestätigte sein Selbstbewußtsein, so daß von dem einst so schweren Stottern bald nichts mehr zu merken war. Nur seiner Neigung zum Unbedingten, seiner Kompromißlosigkeit und den waghalsigen Unternehmungen (möglichst weite Fahrten und möglichst hohe Bergbesteigungen) konnte man den früher offenbaren, jetzt nur mehr latenten Minderwertigkeitskomplex ansprechen. Der verpflichtende Zwang zum Vorbild aktivierte all seine latenten Kräfte und ließ das früher nicht Geglückte nachreifen, nachdem ihn innerhalb der Gemeinschaft eine Fülle von Erfolgserlebnissen als notwendige Voraussetzung dazu ermutigte. Einer seiner ersten Erfolge war der Sieg in einem „Freßstreit“, wo er an einem Abend einen ganzen Hordentopf voll Pudding auslöffelte. Der Gruppenführer lag dabei an zweiter Stelle, und die heitere Sympathie seiner Kameraden wurde für ihn in der ausgelassenen und fröhlichen Siegesfeier zum ersten Male spürbar. Er fühlte sich an- und aufgenommen und wagte es jetzt auch, seine enormen Kräfte im Ringen und Raufen zu zeigen. Dies erleichterte ihm gerade in der jugendbewegten Gemeinschaft die Stellung, und sehr bald erwuchs aus dem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber der ihn tragenden Gemeinschaft eine echte Kameradschaft, so daß er später Gruppenführer werden konnte. Was viele mehrjährige Sprachkurse nicht erreichten, wurde ohne jeden Zwang nur durch das Erleben in der Jugendgruppe. Ein Beispiel, wie in der Gruppe nicht nur *pathogene*, sondern auch therapeutische Faktoren verborgen liegen, wie dies jetzt immer mehr erkannt wird.

Wenn wir auf die durch den Symptombeginn bestimmten drei Gruppierungen (3.-4., 6.-7., 9.-12. Lebensjahr bzw. Trotzalter, Schulbeginn, Vorpubertät) zurückkommen, dürfen wir nach dem Gesagten alle drei Gruppen dem Sinngehalt der Störung nach unter dem Gesichtspunkt der Trotzphase zusammenfassen. Das entscheidende Gewicht zeigt sich somit auch in der rein zahlenmäßigen Verteilung: 67% beginnen bei den von uns untersuchten Fällen im 3.-4. Lebensjahr. Was phasenspezifisch einem jeden Kind aufgegeben ist und unter bestimmten teilweise schon angedeuteten Umständen fixiert wird, erfährt bei einem Teil einen Aufschub bis zum Schulbeginn, um dann aber die bis dahin latente Insuffizienz abrupter zu offenbaren, und nur bei einem verschwindend kleinen Teil schließlich vermag die spätere Lebensgeschichte sich zu Krisen zu verdichten, die auch im Stottern ihren Ausdruck finden. Ohne die phasenspezifische Disposition des 3.-4. Lebensjahres und ohne die damit gleichzeitig verbundene „Labilität des seelischen Gefüges“ (*Remplein*), die zu bleibenden Prägungen disponiert, verliert sich das Stottern, sobald der akute Konflikt gelöst wird.

III. Der geschlechterpsychologische Aspekt des Stotterns

Zu einer weiteren Eigentümlichkeit des Phänomens Stottern gehört der allgemein zu beobachtende Tatbestand, daß die weit überwiegende Mehrzahl aller Stotterer männlichen Geschlechts ist. Gutzmann⁴⁰ beruft sich auf Colombat und Coën, nach denen bei Erwachsenen auf 10 männliche Stotterer nur eine Frau komme. In sonstigen Veröffentlichungen wird das Verhältnis bei Kindern meist mit 5:1 angegeben. Von

⁴⁰ H. Gutzmann: a.a.O.

unseren 131 Stotterern waren 20 Mädchen. Eine wirklich befriedigende Erklärung dieser Erscheinung konnte nicht gegeben werden⁴¹. Sicherlich hängt dies u. a. damit zusammen, daß erst in den allerletzten Jahrzehnten die Psychologie und Anthropologie sich des Geschlechterproblems angenommen haben und die grundlegenden Prinzipien schaffen mußten, die praktischen Neurosenforschern das Rüstzeug geben konnten, das Phänomen in den Griff zu bekommen. Eine umfassende Anwendung einer Anthropologie der Geschlechter auf die Neurosenlehre fehlt bis jetzt noch.

Wenn die Entwicklungsphase des sog. Trotzalters durch ihre spezielle Thematik der bewußten Ichfindung und der damit verbundenen Ermöglichung bewußten Ich-einsatzes, d. h. aber willentlicher Durchsetzung eine phasenspezifische Disposition für das Stottern gibt, so können wir in der besonderen Angelegenheit des männlichen Charakters eine geschlechterspezifische Disposition für das Stottern sehen, die in unmittelbarer Parallele zu der ersten steht. Nach *Lersch*⁴² steht der Mann auf Grund seiner ihm besonders zugewiesenen Daseinsthematik in aktiv-kämpferischer Auseinandersetzung mit der Umwelt, wobei „die Thematik seines Daseins das Grundmotiv des Bewältigen- und Beherrschenwollens“ erhält und von daher er eingestellt ist „auf Erledigung von Widerständen in der Form des Kampfes“⁴³. Aus dieser besonderen Aufgabe heraus, die dem Mann auf Grund seines ganzen psychophysischen Aufbaus zugeordnet ist, auf die hin er von Natur aus angelegt ist, kommt es im Mann notwendig auch zu einer stärkeren Ausbildung und Betonung jener seelischen Funktionen, die erst das Rüstzeug für diesen besonderen männlichen Daseinsvollzug geben, nämlich des Willens und des begreifenden Denkens. In seinem Denken kann der Mann die vor ihm liegende Welt begreifen und ergreifen, sich orientieren und einstellen auf die Widerstände und die vorhandenen Kräfte mobilisieren, um so zu einer Überwindung dieser zu kommen. Wo so „Widerstände erlebt werden und in direktem Angriff überwunden werden sollen, da tritt die seelische Funktion des Willens auf den Plan“⁴³. In der stärkeren Profilierung der Muskeln – denn jeder Willensakt wird begleitet von Innervationen der quergestreiften Muskulatur – in der stärkeren Gesamtspannung (!) und besonderen mimischen Zügen, sieht *Lersch* äußere Zeichen dieser typischen Gesamtorganisation des Mannes, wobei er sich noch eigens auf die beim Mann vorwiegend zu beobachtende „intermittierend-stoßende“ Sprechweise – im Unterschied von der „kontinuierlich-fließenden“ beim weiblichen Geschlecht – bezieht und darin ebenso einen Ausdruck der stärkeren Willensbetonung des Mannes sieht. Nun könnte das Stottern geradezu als „intermittierend-stoßendes Sprechen“ expressis verbis bezeichnet werden, und der Gedanke liegt gar nicht so fern, im Symptom des Stötterns eine krankhafte Übersteigerung der typisch männlichen Sprechweise zu sehen. *Lersch* veranschaulicht die geschlechtertypische Sprechweise im Bilde der Sinuskurve bei der Frau bzw. parallel gerichteter Pfeile beim Mann, wobei die schwingende Kurve in jeder Weise – auch von der Ausdruckskunde her – geeignet ist, die Gefühlsgetragenheit, den ungezwungenen Äußerungsstil und die harmonische und ungestörte Naturverbundenheit der Frau zu kennzeichnen. Ge-

⁴¹ *Colombat* (nach Gutzmann) meint, die Frau habe eine größere Zungenfertigkeit und leichtere Ausdrucksfähigkeit, so daß sie von daher weniger zum Stottern neige.

⁴² *Ph. Lersch*: Vom Wesen der Geschlechter. 2. Aufl., München 1950, S. 53/54.

⁴³ *Ph. Lersch*: a. a. O.

nauso charakterisiert die Kette aufgerichteter in den Raum vorwärtsstrebender Pfeile die zielbewußte Gerichtetheit männlichen Handelns und stellt somit auch weibliche Pathik und männlichen Aktivismus gegenüber. „Wie die Willensbetonung des Mannes, so hat auch die Gefühlsbestimmtheit der Frau ihre äußeren Zeichen. Das Fühlen kann sich nur dort vollziehen, wo der psychophysische Gesamtorganismus entspannt ist. Nur im Zustande solcher Entspannung und Lockerung ist es möglich, ergriffen zu werden. Und so zeigen sowohl die gestischen als auch die mimischen Haltungen bei der Frau viel weniger als beim Manne die Versteifungen der Willensspannungen. Dasselbe gilt für die Bewegungen. Es wurde schon gesagt, daß die Motorik des Mannes mehr vom Typus der Leistungsmotorik ist, bestimmt durch die Zwecke der Arbeit und die Ziele des tatenden Ausgriffs in die Welt, während die Motorik der Frau sich dem reinen Typus der Ausdrucksmotorik annähert. Vor allem aber kommt die größere Gefühlsbestimmtheit der Frau in der Weise des Sprechens zum Ausdruck, nämlich in ihrem vergleichsweise größeren Melos, der rönenden Ausformung der vokalischen Gehalte der Sprache und im kontinuierlich-fließenden Verlauf des Sprechens“⁴⁴.

Die größere Willensbestimmtheit des Mannes findet im „intermittierend-stoßenden Sprechen“ ihren Ausdruck. In der Konsequenz des Gedankens liegt, daß in dem Moment, wo sich Widerstände, auch solche im sprachlichen Ausdruck, auftun, der Mann eher geneigt sein muß, diese durch „Versteifungen der Willensspannungen“ zu überwinden. Aber gerade diese sind für den normalerweise völlig automatisiert ablaufenden Sprechvorgang am allerwenigsten geeignet. Sollte man diesen Versuch der willentlichen Überwindung von Widerständen, die den normalen schwingenden Sprechablauf stört und eben zum Stottern führt, graphisch darstellen, so könnte man dies nicht besser tun als durch parallel gerichtete Pfeile, wobei jeder Pfeil einem Willenseinsatz bzw. einem tonisch-klonischen Krampf entsprechen würde. Von daher wird das Stottern tatsächlich zu einer ins Krankhafte führenden Übersteigerung normaler männlicher Sprechweise. Eine Erscheinung, die uns auch sonst in der Pathologie bzw. Konstitutionslehre vertraut ist, wenn wir z. B. an die Typenlehre *Kretschmers* denken, wo der Typ des Schizothymen in seiner Überspitzung und einseitigen Ausbildung über den Schizoiden schließlich hinführt zum Schizophrenen. „In seiner idealtypischen, übertriebenen Ausbildung und einseitigen Verwirklichung wäre demnach der Mann ein ‚intermittierend-stoßend, stotternd, Sprechender‘“⁴⁵. Normalerweise bleibt aber das männliche Sprechen eingebunden in den rhythmischen Ablauf, der gerade durch den Atem gewährleistet wird. *Wiesenbütter* unterlegt darum beim Mann die Kette parallel gerichteter Pfeile durch eine Sinuskurve, und das Sprechen würde dann in dem Maße zum Stottern werden, wie die tragende Sinuskurve zurücktritt und dadurch die Pfeile ihre Verbindung verlieren. Darum kann es uns nicht verwundern, daß eigentlich alle therapeutischen Versuche ihren Ansatz in der Rhythmisierung der Sprache nehmen, sei es, daß von der vertieften und gelösten Atmung ausgegangen wird, oder der weiche Stimmansatz oder die schwingende Sprechmelodie im Singen oder überhaupt das sog. getragene Sprechen geübt wird. Immer aber wird versucht, den stoßenden intermittierenden Einsatz zu verhindern,

⁴⁴ *Ph. Lersch*: a. a. O., S. 61.

⁴⁵ *E. Wiesenbütter*: a. a. O., S. 69.

der schnell zum tonischen Krampf führt und in der dann einmal stattgehabten Überspannung zu neuen Kräften disponiert, wobei der Versuch instinktiver Selbsthilfe wieder neue Versteifungen induziert^{45a}. Der Stotterer läßt sich nicht frei tragen vom Strom des Atems, auf dem sich die einzelnen Worte wie Schiffe auf dem Wellenmeer ausmachen. Erst in der methodischen Belebung dieses tragenden Grundes, z. B. im Singen, vermag sich das taktierte und zerstückelte Sprechen wieder zu einer harmonischen Ganzheit zu verbinden.

Auf vier stotternde Buben kommt etwa ein Mädchen, während nach *Gutzmann* auf zehn jugendliche bis erwachsene männliche Stotterer nur eine Frau entfällt. Je stärker sich in der Entwicklung das Geschlechtertypische ausprägt – wobei von einer geschlechtertypischen seelischen Differenzierung wohl erst vom 1. Trotzalter an gesprochen werden kann (aus dem Baby, dem Kind wird der *Junge* und das *Mädchen*) – desto deutlicher wird die Anfälligkeit für das Stottern beim männlichen Geschlecht. Deshalb fällt die Prognose bei Frauen und Mädchen günstiger aus und *Stein*^{45b} hält Selbstheilungen bei Mädchen nicht für unmöglich. Gerade Mädchen brauchen oft lange bis sie ihre Geschlechterrolle finden bzw. sich mit ihr abfinden. Der Beginn der Menstruation dürfte der späteste Zeitpunkt sein, wann sich ein Mädchen klar darüber wird, „was für eine Rolle es im Leben zu spielen hat . . . Sein Körper läßt es darüber nicht länger in Zweifel“⁴⁶. Die Zeit davor ist aber oft gekennzeichnet von verkrampften Bemühungen, es den Jungen gleichzutun, und die von uns untersuchten stotternden Mädchen machten nicht den Eindruck, als ob sie mit ihrer Mädchenrolle zufrieden gewesen wären. Schon ihr Äußeres war meist von einer unbeholfenen, linkischen Steifheit bestimmt und die typisch mädchenhaften Interessen waren wenig ausgeprägt. „Man kann stotternde Mädchen finden, bei denen entweder eine virile Note im ganzen Habitus unverkennbar ist, oder die vom Ehrgeiz der Angehörigen ganz in eine männliche Rolle und Zielsetzung hineinmanövriert und gehalten werden“⁴⁷. Der Fortschritt der Entwicklung führt aber gerade bei der Frau zu einer stärkeren Ausprägung ihrer geschlechtstypischen Merkmale und vor allem ihrer spezifischen seelischen Funktionen; sie findet ihre Rolle und kehrt sich somit ab von den übernommenen und sie als Frau besonders überfordernden Reaktionsschemen des Mannes. Damit schwindet aber auch die charakterogene Disposition zum Stottern. Gegen etwaige Beeinträchtigungen, Widerfahrnisse und Widerstände wird jetzt weniger sthenisch, d. h. männlich reagiert, sondern sie stellt sich ihnen im Erdulden und Hinnehmen. „Es wird den Frauen allgemein nachgesagt, daß sie mehr Leidensfähigkeit aufbringen im Ertragen nicht nur körperlicher, sondern auch seelischer Schmerzen“⁴⁸. So kann es uns nicht mehr wundern, unter reifen Frauen sehr viel seltener das Stottern anzutreffen als bei Männern.

Der sprachliche Engpaß, der normalerweise durch die plötzliche Ausweitung des Erlebnisraumes in der ersten Trotzphase bedingt wird und durch die Diskrepanz von erhöhtem Rededrang und gesteigertem Mitteilungsbedürfnis einerseits und nicht voll

^{45a} „Eigeninduktion“ nach *H. Freund*: Der induktive Vorgang beim Stottern und seine therapeutische Verwertung. *Z. Neur.* 141, 1932.

^{45b} *L. Stein*: a. a. O. S. 148.

⁴⁶ *H. Zulliger*: Bausteine zur Kinderpsychotherapie. Bern 1957, S. 190.

⁴⁷ *E. Wiesenbütter*: a. a. O., S. 73.

⁴⁸ *Pb. Lersch*: a. a. O., S. 27.

entwickelter Verfügungsgewalt über die Wortvorstellungen und Bewegungsbilder andererseits zum sog. physiologischen Stottern führt, gibt durch seine Natur als innerer Widerstand Anlaß zu besonderer Konzentration und bewußter willentlicher Sammlung. Der glatte Ablauf der Sprache ist plötzlich durch eine fehlende Wortvorstellung („assoziative Aphasie“ nach *Hoepfner*) oder durch eine ungewohnte Artikulation eines Wortes gehemmt, und die zustande kommende Pause wird durch Silbenviederholungen oder später auch durch Embolophrasien überdeckt und somit eine anscheinend unauffälligere Konzentration ermöglicht. Die falsche Beachtung dieser sonst harmlosen Symptome kann dann schnell zu einer Verschlimmerung führen, wenn sich nämlich jetzt das Kind besonders zur Anstrengung und willentlichen Überwindung dieser Mängel aufgerufen fühlt und in der Folge vielleicht schon Unsicherheit und Reflexion den sonst ungestörten Ablauf der Sprache noch mehr stören und das Symptom in einem *circulus vitiosus* fixieren. „Männliches Reagieren“ – gleichgültig wodurch angeregt oder gar erzwungen – gegenüber diesem phasenspezifischen und normalerweise sich mit der Zeit von selbst regulierenden Hindernis (darum physiologisches Stottern) führt dann eben zu Verkrampfungen und ihren schon beschriebenen Stufen im Stottern. Im Vergleich mit dem Schriftablauf würde dem Tonus die Versteifung bis hin zu den Zitterigkeiten, Unverbundenheiten und Verknüpfungen entsprechen, die wir auch gehäuft in den Handschriften der Stotterer finden⁴⁹. Dieses sich versteifende Anrennen gegen ein Hindernis ist nicht Sache des weiblichen Geschlechts. Beide, Knaben und Mädchen, durchlaufen in gleicher Weise die Phase des physiologischen Stotterns, aber nur überwiegend die Knaben verfallen in das beschriebene „männliche Reaktionsschema“! Ein Grund liegt in der in ihnen selbst mitgegebenen, d. h. geschlechtertypischen, Disposition, ein anderer dürfte sich aber eben auch aus einer entsprechenden Erwartungseinstellung hinsichtlich dieser Disposition ergeben. So wird ein Bub wohl viel schneller und intensiver die Aufforderung zu hören bekommen, sich „zusammenzureißen“ und „ein richtiger Junge zu sein“. Dem Mädchen wird leichter eine Kapitulation und ein Unvermögen gestattet als einem Buben, der einfach vom Wesen her dem Gebot der Leistung untersteht, damit aber auch dem Imperativ des Willens.

IV. Sozialpsychologische Tatbestände des Stotterns

Nach Abhandlung des entwicklungs- und des geschlechterpsychologischen Aspektes des Stotterns wollen wir uns jetzt noch einigen Eigentümlichkeiten des Stotterns zuwenden, die sich ebenfalls einer tiefergehenden *psychologischen* Analyse zugänglich erweisen. Es geht hierbei insbesondere um die Beachtung sozialpsychologischer Aspekte.

Das Stottern ist eine Störung der Rede, aber nicht der Rede schlechthin. Das Stottern beschränkt sich auf den zwischenmenschlichen Bereich: auf das Spiel von Rede und Antwort. Das Stottern erweist sich als eine Störung sprachlicher Kommu-

⁴⁹ Vgl. hierzu *A. Schulmann*: Schriftuntersuchungen an Stotterern. *Verh. internat. Ges. Logopädie*, 1933; und *K. Román – Goldzieher*: Untersuchungen über die Schrift der Stotterer, Stammer und Polterer. *Z. Kinderf.* 35, 1929.

nikation. Im einsamen Gespräch wird auch der schwerste Stotterer frei sprechen⁵⁰ und ebenso dann im Beisein anderer, wenn seine Rede keine „Antwort“ ist, bzw. in keinem persönlichen Bezug steht. So kann man im Gespräch mit Stotterern sehr schön beobachten, wie sie sich oft mühsam Wort für Wort abquälen, in dem Augenblick aber, da die Worte ihre Adresse verlieren, z. B. in einer laut gedachten kurzen Besinnung auf einen entfallenen Begriff, geht der Redefluß ohne Stockung. Z. B.: „G-G-G- es – Gestern w-w- waren w-w-w-i-wir i-i-in – *na wie heißt denn die Stadt noch mal* – i-in B-Ba-Bamberg.“ Mitten im Satz wird die Gesprächsrichtung auf sich selber umgebogen, und von dem Augenblick an geht das Sprechen fehlerfrei und ohne Hemmung; sobald es sich aber wieder an den Partner wendet, treten die alten Hemmungen wieder auf. Das Stottern ist somit eine typische Störung des auf den Partner gerichteten Sprechens, wobei die Worte selbst Ausdruck bzw. Träger freier und spontaner Zuwendung sein müssen, denn ein Gedicht oder ein Gebet, das vor einer Gruppe von Zuhörern vorgetragen wird, ist durchaus adressiert, braucht aber nicht Träger spontaner Selbstäußerung zu sein. In dem Gedicht spricht nicht der Stotterer selbst, sondern der Dichter, und darum macht die Rezitation im allgemeinen keine Schwierigkeiten. Wir kennen auch erfolgreiche Schauspieler, die im freien Kontakt mit Sprachhemmungen zu kämpfen haben. Auf der Bühne spielt er eine Rolle, und es ist nicht er selbst, der Frage und Antwort gibt⁵¹. Genauso verhält es sich im Gesang. Auch hier wird ein bekannter und oftmals verfügbar gewesener Text rezitiert. Er wird übernommen und hinzu kommt noch, daß der Fluß der Melodie stimmungsmäßig trägt und den Sänger in eine Kommunikation mit anderen treten läßt, aber nicht im Sinne eines gerichteten Gesprächs, einer Ich-Du-Begegnung, sondern im Sinne einer Partizipation, einer dem Ich übergeordneten Gemeinschaft. Damit ist aber auch der einzelne einer unmittelbaren persönlichen Verantwortung enthoben.

Dem Stotterer fällt das Sprechen auch leichter, wenn er vom Partner durch eine Wand oder mindestens einen sehr großen räumlichen Abstand getrennt ist. Die räumliche „Bewegungsfreiheit“ erleichtert ihm die persönliche „Verantwortung“ (positiver Effekt der Distanz!). Der als Bedrohung erfahrene Bezug bzw. die Anwesenheit einer Antwort heischenden Autorität „sitzt ihm nicht unmittelbar auf dem Pelz“ und „bedrückt“ ihn darum auch nicht mit solcher Heftigkeit. Je näher wir einem Stotterer treten, desto stärker wird die Angst und damit sein Stottern, es sei denn, die Distanz entfällt in dem Augenblick, wo wir uns auf die Seite des Geängstigten stellen. Sprechen oder lesen wir mit dem Kind, vielleicht noch so, daß wir dessen Schultern umgreifen oder beruhigend eine Hand fassen, so erlebt das Kind eine Art identifizierender Kommunikation mit dem Gesprächspartner, und das, was vorher verantwortender Dialog, Rede im Gegenüber war, wird jetzt Monolog zu zweit und in der Anlehnung an die Autorität, bzw. unter deren Schutz nicht mehr zum Anlaß für Störungen.

Es wird wohl gelegentlich vermerkt, jedoch nicht als Eigentümlichkeit, daß es den

⁵⁰ E. Fröschels: a.a.O., S. 334: „Ist der Kranke allein und weiß er sich unbelauscht, so verschwindet das Stottern immer“.

⁵¹ Das gleiche gilt für das Kasperlespiel der Kinder. Für die Therapie liegen hier natürlich wertvolle Ansatzpunkte.

Stotterern meist schwerfällt, ihren Namen auszusprechen. Sehr oft werden Anfangsbuchstaben allgemein zu sog. „schweren Lauten“. Wir konnten dabei beobachten, daß die Vornamen schwerer fallen als die Zunamen, und daß darum die meisten Stotterer nach ihrem Namen befragt, mit dem Zunamen beginnen, falls nicht der ganze Name in einen oft geproben und automatisierten knappen formelhaften Satz gebracht wird. Der Zuname wird einem Kind aber erst bewußt, wenn es in die Schule geht. Zu diesem Zeitpunkt stottern die Kinder meistens schon. So ist gerade der Vorname – mit ihm wird das Kind auch von den Eltern gerufen – die sprachliche Repräsentanz, das Symbol für die eigene Persönlichkeit.

Mit seinem Namen ist der Mensch klar umschrieben und für die Gemeinschaft bekannt. Wer den Namen kennt, hat in einem gewissen Maße Macht über dessen Träger und kann über ihn verfügen. Die Begegnung zweier Menschen erhält durch die Namensnennung einen ganz anderen Ernst und eine Verpflichtung, die über den Augenblick hinausgeht. Im Namen offenbart sich der Mensch selbst, gibt in gewissem Sinne seinem Wesen Darstellung und Ausdruck.

Wenn somit gerade dieser Akt der Namensnennung besonderen Schwierigkeiten unterworfen ist, so sind wir berechtigt, Störungen *wesentlicher* Art annehmen zu müssen. Diese sind tieferer Natur als die des Verkehrssünders, der bei der Nennung seines Namens gegenüber dem Polizisten in ein Verlegenheitsstottern gerät. Die in einem solchen Fall versuchte Rechtfertigung oder Entschuldigung gelingt nicht, da das Vergehen und damit das persönliche schuldhaftes Versagen offenkundig ist. Genauso finden wir im Stottern, zugespitzt in der gestotterten Namensnennung, ein Versagen, das jedoch weniger aus der momentanen Situation, sondern ganz aus der Persönlichkeit des Befragten erklärt werden muß und deshalb grundsätzlicher Natur ist. Die Selbstsetzung und Selbstbehauptung in den sozialen Raum hinein ist in Frage gestellt. Das, was sich in der Namensnennung als Erweis, als Ausdruck einer selbstbewußten Persönlichkeit darbieten soll, wird im Gestotter zum direkten Beweis ihrer Schwäche. Als freie und selbständige Persönlichkeit tritt der Mensch in der Namensnennung aus der anonymen Verborgenheit heraus und ordnet sich der Gemeinschaft ein und nimmt an ihren Rechten und Pflichten teil. Jeder bekommt somit seine Position *in* der Gemeinschaft, nicht eine Opposition *gegenüber* der Gemeinschaft. Wir brauchen uns deshalb nicht zu wundern, wenn wir bei Stotterern allgemein gegenüber sie selbst betreffenden Beanspruchungen und Verpflichtungen eine viel zu große Bereitschaft zum Mitmachen und Nachgeben finden – indem sie sich gleichsam „selbst verleugnen“. Im Urteil der Eltern drückt sich das so aus: „Er ist so brav, und wir sind so mit ihm zufrieden, auch in der Schule ist er fleißig – wenn nur nicht das Stottern wäre!“ Bei näherem Einblick in die Familienverhältnisse kann man allerdings die ständig atmosphärisch gegenwärtige Erwartung der Eltern und der Geschwister spüren, daß eben der Bub der „treue Hund“ ist, auf den man sich verlassen kann, so daß es dem Kinde geradezu unmöglich wird, aus diesem *Sog der Umwelterwartung* herauszukommen.

Der treuen Gefügigkeit nach oben braucht nicht immer eine ebensolche Harmlosigkeit nach unten, d. h. gegenüber ihm unterlegeneren Kindern oder Geschwistern entsprechen, obwohl auch dies fast die Regel ist. Die Koppelung von Stottern und ausgesprochenen, d. h. auffallenden Erziehungsschwierigkeiten ist selten, worauf schon eingangs hingewiesen wurde. Es wäre nun aber zu einfach, das Stottern auf

eine Aggressionsverdrängung zurückzuführen, eine solche liegt in irgendeinem Maße und in irgendeiner Art bei den meisten aller neurotischen Störungen vor. Das Stottern ist vielmehr durch seine Bindung an die Sprache und an die zwischenmenschliche Begegnung eine spezifisch menschliche Störung. Um Aggressionsverdrängungen wissen wir auch bei Ratten. Ein langfristiges Ärgern, ohne daß die Tiere dieser Affektspannung Abfuhr erteilen konnten, führte bei ihnen häufig zum Tod („sie ärgerten sich zu Tode!“). Aber ein stotterndes Tier wäre ein Widerspruch in sich! Nur der Mensch kann stottern, da nur er Sprache hat und da nur er in der Begegnung auf ein Du treffen und sich dieser Begegnung reflektierend bewußt werden kann. Wir wollen und können hier darum nicht von der Verdrängung vitaler Bedürfnisse und Aggressionen sprechen und darin das Stottern verwurzelt sehen, sondern im Hinblick auf das Phänomen, nämlich auf die Gestörtheit des Sprechens in der zwischenmenschlichen Begegnung, von einer spezifischen „*Behauptungsschwäche*“, worin sich uns die vorhergehend aufgezeigten Momente der Verantwortungsscheu und der falschen Nachgiebigkeit verbinden.

Wer es wagt, seinen Kopf hinzuhalten, der kann sich behaupten. Dem Stotterer gelingt es nicht, seinem Gegenüber seine Meinung als von ihm vertreten entgegenzuhalten; eine Behauptung fällt ihm schwer. Es will ihm nicht gelingen, sich frei und sicher zu behaupten. Schwierigkeiten, auf ihren eigenen Stand zu kommen, können wir durchweg bei allen Stotternern beobachten. Es braucht hier nicht einmal an einen solch krassen Fall wie folgenden gedacht zu werden, wo ein mittlerweile am Ende der zwanziger Jahre stehender – sonst körperlich gesunder junger Mann – völlig unfähig ist, seinem Beruf nachzugehen, so daß er darauf angewiesen ist, sich von seinen Angehörigen durchziehen zu lassen. Verständlich wird uns aber seine „*Standsschwäche*“, wenn wir hören, daß er sein ganzes Leben immer unter der ängstlichen Obhut seiner Mutter, Großmutter, Tante und Schwester gestanden hat. Das alles noch auf engstem Wohnraum, so daß schon von daher für den „armen Mann“ kein Entfaltungsraum übrigblieb. Als Kind gehalten, blieb er ein Kind bzw. bleibt er gezwungen, die Rolle eines Kindes zu spielen und meidet heute möglichst den Umgang mit Bekannten und erst recht mit Fremden. Ein früherer Freund dieses Mannes meinte einmal unmittelbar: „Eine dieser Frauen würde mir reichen (d. h. zu viel sein!), er muß aber gleich vier verkraften.“

Wir sehen somit im Stottern den mißglückten Versuch persönlicher Behauptung im konkreten zwischenmenschlichen Bezug und unmittelbarer Verantwortung im Vollzug des Sprechens. Je weniger das Wort zum Träger persönlicher Verantwortung zu werden braucht, desto eher wird das Sprechen gelingen. Folglich mußten sich die Versuche Kerns⁵², das Sprechen schwerer Stotterer akustisch durch eine Lärmtrommel zu übertönen und dadurch eine Art künstliche Vertaubung herbeizuführen, positiv, d. h. symptommildernd auswirken, denn in dem Augenblick, wo der Klang des gesprochenen Wortes im Lärm versinkt, kann es nicht mehr zum sinnerfüllten Träger der persönlichen Selbstäußerung werden. Der Lärm verwehrt dem Wort die Richtung auf das hörende Du und insofern wird das Sprechen in seiner Beziehungslosigkeit sinnlos und kann darum auch nicht mehr zum Ausdruckfeld neurotischer Störungen werden. Kern glaubt allerdings lediglich auf Grund dieses Versuches in der überstei-

⁵² A. Kern: Der Einfluß des Hörens auf das Stottern. Arch. f. Psychiatr. 97, 1932.

gerten Gehörskontrolle einen ursächlichen Faktor für das Stottern gefunden zu haben. Demnach dürften also unter den Gehörlosen keine Stotterer zu finden sein. *Ollie Backus*⁵³ fand aber entgegen der allgemeinen Annahme im ganzen 55 taube Stotterer, womit die grundsätzlich phänomenologische, nicht aber die physiologische Bedeutung des Kernschen Versuches erwiesen sein dürfte. Warum sollte für einen tauben Menschen das Sprechen nicht ebenso und in gleicher Weise zu einem echten Kommunikationsmittel, aber auch Verantwortungsträger werden, wie bei einem normal Hörenden? Der Gehörlose *weiß* um die Bedeutung seiner Worte, er braucht sie nicht mehr zu hören.

Die bisher erörterten Umstände, sowohl die, unter denen der Stotterer fließend sprechen kann (Alleinsein, reflektierende Gesprächsrichtung, Singen und Rezitieren, bei großer Distanz oder in identifizierender Kommunikation, Lärm, künstliche Vertaubung) als auch die das Symptom verstärkenden Umstände (Namensnennung, geringe räumliche Distanz) verwiesen alle auf eine tief verwurzelte Standschwäche und Unsicherheit des stotternden Kindes und Jugendlichen. Vorgänge, Situationen und Menschen, die diese Unsicherheit steigern oder sie überhaupt erst ins Bewußtsein treten lassen, verstärken das Symptom. Vorgänge, Situationen und Menschen⁵⁴, die geeignet sind, das stotternde Kind zu ermutigen bzw. dessen fragliche Eigenmacht erst gar nicht ins Bewußtsein treten lassen, wirken sich sofort symptommildernd aus. So pflegen schwer stotternde Kinder gegenüber jüngeren und schwächeren Kindern weniger und sehr oft auch gar nicht zu stottern. Ihnen gegenüber fühlt es sich gewachsen, und sehr oft entwickeln stotternde Kinder im Umgang mit kleineren und schwächeren Kindern eine Aktivität, die wir sonst kaum bei ihnen beobachten können.

Eine Hebung der Stimmungslage und eine Steigerung sthenischen Eigenmachtgefühls, bei gleichzeitiger Reduzierung der Selbstkontrolle und Selbstkritik liegt auch in der leichten *Trunkenheit* vor. In ihr verlieren sich aufgepfropfte Hemmungen. Deshalb verwundert es uns nicht, daß der im Alkohol angeheiterte Stotterer frei und fließend sprechen kann. Eine Erscheinung, die für manchen Stotterer geradezu eine Entdeckung ist. Ein 18jähriger schwerer Stotterer berichtete mir hierüber nach einem Tanzabend fassungslos und begeistert wie von einem Wunder, und bei einem anderen älteren Jugendlichen wurde diese Entdeckung zu einer regelrechten Gefahr der Trunksucht, die erst durch die aufgenommene Behandlung wegfiel. Da letzterem bei der sonst schwachen intellektuellen Begabung Kompensationsmöglichkeiten und auch die Ausbildung spezieller Interessen fehlten, erlebte er wenigstens im angeheiterten Zustand eine Art Lebenslust. Hier konnte er sich mal aussprechen, und so wurde dieser Zustand gleichsam für ihn zu einer rauschhaften Aufgipfelung und Bestätigung der in ihm schlummernden Kräfte. Genauere Untersuchungen ergaben⁵⁵, daß bei schwerer Trunkenheit das Symptom wieder auftritt, dann zwar mehr als ein kraftloses klonisches Poltern, das allerdings unserer Meinung nach nicht nur bei sprachgestörten Trunkenen, sondern überhaupt bei schwerer Trunkenheit zu beobachten ist. Den Wortfindungs- und Koordinationsstörungen der Sprache würden die Stö-

⁵³ O. Backus: Incidence of stuttering among the deaf. (Vorkommen von Stottern bei Gehörlosen). Ann. of Otol. 47, 1938.

⁵⁴ Vgl. auch Fröschels: a.a.O., S. 334: „In Gegenwart von guten Bekannten und in der Familie geht die Rede meistens fließender vonstatten als vor Vorgesetzten, Fremden und in der Schule.“

rungen der Gesamtmotorik etwa entsprechen. Schon hier sei auf die völlig andere Reaktion der Polterer hingewiesen. Bei ihnen verschlimmert sich das Symptom auch im Zustand ganz leichter Trunkenheit, so daß wir schon von da her beim Poltern ein Zuwenig und beim Stottern ein Zuviel an Bremsungen und Kontrollen vermuten dürfen. Neben der Hebung der allgemeinen Stimmungslage finden wir in der Trunkenheit eine Nivellierung der persönlichen Beziehungen. Die Welt erscheint in einem rosaroten Licht, und manch einer fühlt sich zu plumper Freundschaft aufgeschwungen, den kurz vorher noch ärgste Minderwertigkeitsgefühle und Hemmungen zu seinem Gegenüber quälten. Das Brüderschaft-Trinken wird zu einem Bild der egalisierenden und das soziale Gefälle nivellierenden Wirkung des Alkohols. Auf solchem Hintergrund können sich nur mehr schwer Autoritätskomplexe und Behauptungsschwierigkeiten breitmachen. Beziehungen, die bei normaler nüchterner Bewußtseinslage in solcher Weise affektiv schwer belastet sind und schnell ein Stottern provozieren können, sind jetzt verharmlost und entdynamisiert.

Eine enthemmende, lösende und tragende und insofern auch symptommildernde Wirkung haben ganz allgemein fröhliche und gemütliche Situationen, in denen sich der einzelne geborgen fühlt. Es bedarf dazu nicht des Alkohols. Fühlt sich der Stotterer durch eine Gemeinschaft oder zufällige Ansammlung wirklich angenommen, so kann er sich am Lachen und der allgemeinen Fröhlichkeit beteiligen. Er vergißt sich und wird von den situativ bedingten Stimmungen erfaßt, getragen und einfach mitgerissen. Er denkt nicht mehr an sich und natürlich auch nicht an seinen Fehler und spricht frei und ohne Hemmung. Ein ähnliches Selbstvergessen liegt allerdings auch im Schimpfen. Nicht zufällig wird im Volk die Affektüberwältigung mit den Worten angekündigt: „Gleich vergesse ich mich.“ Wenn sich ein Stotterer ganz dem Affekt überläßt, kommt es zu einer rauschhaften Ichaufbauschung, die ihn seine Unsicherheit und Ängstlichkeit für Augenblicke vergessen läßt. Eine Beobachtung, die schon *Kussmaul*⁵⁶ allerdings ohne weitere Erklärung, mitteilt: „Er spricht mit seiner Familie oder vertrauten Freunden gut, mit Fremden schlecht, deklamiert, singt, räsonniert und flucht ohne Anstoß.“

Der in höchste Erregung gebrachte Lehrer, der seinen aufgestauten Affekten im Schimpfen Abfuhr erteilen muß und dabei ins Stottern gerät, zeigt dagegen eine genau gegenteilige Reaktion. Die Ausfallserscheinungen des schimpfenden Lehrers sind für uns aber gar kein echtes Stottern, da die Sprechfurcht und all die anderen psychischen Niederschläge echten Stotterns fehlen. Hier haben wir vielmehr ein Beispiel einer augenblicklichen Wortfindungsnot, die dadurch entsteht, daß dem explosionsartig auf Entladung drängenden Affekt und dem durch die erzieherische Situation bedingten übersteigerten Redebedürfnis nicht in gleicher Schnelligkeit Worte und Formulierungen zur Verfügung gestellt werden können, so daß eine erneute Aufstauung des Atems – auf den sich ja der akute Affekt am unmittelbarsten auswirkt – nötig wird, bis die entsprechenden Worte gefunden und zu grammatisch richtigen Sätzen geordnet sind. Es sei denn, der Mensch bedient sich zum Zwecke einer solchen Entladung der primitiven und ursprünglichen Abfuhr im Schreien, wie

⁵⁵ A. Weiss: Der Zusammenhang zwischen Poltern und Stottern. (Ein Grundlegungsversuch des Stotterproblems.) Folia phoniatr. (Basel 1950).

⁵⁶ A. Kussmaul: Die Störungen der Sprache. 4. Aufl., Leipzig 1920, S. 228.

wir es in reiner Form beim Säugling und Kleinkind finden, oder auch im Gejohle begeisterter Massen.

Das Stottern ist ein Erleidnis, in dem die Begrenztheit der Person und damit die persönliche Hilflosigkeit besonders offenbar wird. Von hier erklärt sich, daß praktisch jeder einem Stotternden gegenüber den Impuls einer Hilfestellung und -leistung in sich spürt. Jeder, der nicht besonders über diese Schwierigkeit orientiert ist, wird wohl dem Stotterer das „Wort aus dem Munde nehmen“ und das aussprechen, was dem Stotterer nicht über die Lippen will. Der Stotterer präsentiert, wider Willen und mit Unbehagen, seine Schwäche, aber – und das ist das Eigentümliche – er redet, wenn auch mit größten Schwierigkeiten. „Er kriegt fast kein Wort raus“ – wie man so sagt, aber er zieht doch nicht die Konsequenz, die man eigentlich erwarten dürfte, und schweigt. Bei keinem der von mir untersuchten 131 Stotterer fand sich ein Mutismus. Wo andere unter solchen Schwierigkeiten und unter einer solchen Masse von Unlust- und Überspannungszuständen längst resigniert und aufgegeben hätten, finden wir lediglich ein mehr oder weniger ausgeprägtes Umgehen oder Hinauszögern von sprachlichen Äußerungserfordernissen; jedoch in dem Augenblick, da der Stotterer zur Rede gestellt wird, spricht er, oder versucht wenigstens zu sprechen, auch wenn eine ganze Stunde – wie ich es mehrere Male beobachten konnte – darüber verstreichen sollte, bis er einige wenige Worte unter größten Kraftanstrengungen „herausgebracht“ hätte. Man findet sogar solche, die in verbissener Entschlossenheit die redende Bewährung immer wieder herausfordern und im Sinne *Adlerscher* Überkompensation diese mit zu einem Motiv für die Berufswahl werden lassen (etwa Journalist, Lehrer oder Geistlicher)⁵⁷. Nicht selten sehen wir unter erwachsenen Stotternern solche, die die tägliche Rede oder Predigt für ihre Berufsausübung brauchen.

Hinsichtlich seiner Intensität und der Häufigkeit verläuft das Stottern in Wellen, deren beiden Höhepunkte das 4.–7. und das 13.–16. Lebensjahr sind, also praktisch zusammenfallen mit den beiden Entwicklungsphasen, die wesentliche Stufen der Ichentwicklung beinhalten. Nach Durchlaufen der beiden ersten Phasen der Reifezeit wird die Zahl der Stotterer geringer, und schließlich hält sich das Symptom nur bei denjenigen, die nach wie vor dem gleichen oder einem ähnlichen pathogenen Umfeld ausgeliefert bleiben, wie z.B. bei dem obeng. Graphiker (S. 145) oder wie bei einem sonst tüchtigen und tatkräftigen Kaplan, bei dem das Symptom in der Pubertät einen Höhepunkt erreicht, während seiner Militärzeit (eingebunden in einen vertrauten Kameradenkreis!) abklingt, in der Gefangenschaft (als Gleicher unter Gleichen!) verschwindet, mit Studienbeginn neu auftaucht (die Obrigkeit zweifelte an seiner Berufung!) und in der ersten Stelle (unter einem recht uneinsichtigen und engstirnigen Pfarrer!) wieder in alter Stärke da ist. Mehr sich selber überlassen und nicht unter der zweifelnden und ängstlichen Beobachtung seines Vorgesetzten behauptet er sich durchaus gut und hat fast keine Sprechschwierigkeiten. Hier erweist sich das Symptom als feines Organ für die empfundene Intensität des noch nicht bewältigten Lebensproblems von eigener Persönlichkeit in ihrem Verhältnis zur Autorität, das sich in der Angst des Kindes vor dem übermächtigen Vater einmal zum Problem gebildet hatte. Das Verhältnis zum Vater selbst ist mittlerweile – nicht zuletzt durch die Berufswahl – äußerlich korrigiert, auch die Einsicht in den über Jahre stattgefun-

⁵⁷ Vgl. das Beispiel des erfolgreichen griechischen Redners Demosthenes.

denen Prägungsprozeß, aber die Aktualisierung des alten Konfliktes in der Übertragung auf neue Autoritäten mobilisiert wieder das Symptom.

Es ist nun ein gut Teil Schicksal und Fügung der Dinge, aber auch Frucht gezielter Hilfe, inwieweit der einzelne Stotterer die ihm durch die Ausbildung und den Beruf zuwachsende Sicherheit und dann auch Verantwortung für seine Ichreifung nutzen kann, bzw. inwieweit dies etwa durch Uneinsichtigkeit der Umwelt und schon zu tief sitzende Resignation als Chance verpaßt wird⁵⁸. Das Liebeserlebnis in der Partnerwahl, die gegenseitige Bestätigung und Annahme und die damit doch immer verbundene Lösung von bisherigen, u. U. fesselnden und bedrückenden Bindungen schafft günstigenfalls eine neue Basis, die gerade in ihrer Neuheit und emotionalen Tiefe – es sei denn, dieser Schritt ist durch komplexgebundene Projektionen wieder eingebunden in den Zirkel der bisherigen Schwierigkeiten – für die Ichreifung grundlegend sein kann. Wenn überhaupt, so findet sich der Mensch in der liebenden Begegnung mit dem Du, die in ihrem totalen Anspruch eine ebensolche große Hingabebereitschaft voraussetzen muß. Hier kann sich der Mensch neu erleben, neu bestätigt sehen, und es können ihm verborgene, bisher unbekannte Kräfte erwachsen, die ihm das Leben als etwas ganz Neues zum Erlebnis bringen⁵⁹.

Die Familiengründung wird ihm schließlich vor seinen eigenen Kindern Autorität verschaffen. Wenn diese Autorität wirklich als Urheberschaft (*auctoritas*!) etwas Genuines und von der väterlichen Vaterschaft her Geprägtes ist, wird sie die vergangene Fehlhaltung kaum in einer neuen, nun seinen eigenen Kindern gegenüber, wieder aufleben lassen.

Alles, was der Stotterer als überlegen erlebt, als machtvoller und stärker, wird leicht zum Anlaß für ein Stottern werden. Das ihm Unterlegene – also kleinere Kinder, schwächere oder ihm an Klugheit oder sonstigen wesentlichen Eigenschaften unterlegene Menschen – wird ihm zu keiner Quelle der Angst und der Minderwertigkeitsgefühle. Ihnen gegenüber fühlt er sich „gewachsen“, machtvoll genug, und so sehen wir z. B. innerhalb von Heimgemeinschaften, aber auch auf der Straße, daß sich stotternde Kinder mit besonderem Interesse der Kleineren annehmen und oft zu ihrem Führer werden. Dies wirkt sich, wenn der Altersunterschied besonders groß ist, auf die Dauer bedenklich aus, denn hierdurch verbaut sich das Kind wieder den Zugang zu seinen Alterskameraden. Im Längsschnitt der Entwicklung betrachtet, wird das stotternde Kind meist einen Schritt hinter seinen Altersgenossen zurück sein, aber aufs Ganze gesehen wird sich natürlich, schon durch die Tatsache seiner psychosomatischen Weiterentwicklung bedingt, der Machtbereich nach unten hin vergrößern. Die aber, die er als über sich, kurz als ältere und damit für ihn stärkere erleben muß, werden von Jahr zu Jahr weniger werden. Würde er dazu noch in seinem Beruf eine leitende Position erhalten, so würde das Symptom bedeutungsloser werden und eventuell verschwinden, damit aber nicht das Problem gelöst sein. Ihm würde anzu merken sein, daß er Machtverweser, aber nicht schöpferische Autorität ist, die der

⁵⁸ „Die Lebensgeschichte von Neurotikern ist eine Aneinanderkettung verpaßter Gelegenheiten“ – *Frhr. v. Gebtsattel* in einer Vorlesung über den anthropologischen Aspekt der Neurose (Sommersemester 1957 in Würzburg).

⁵⁹ Vgl. hierzu u. a. *E. Michel*: *Ehe, eine Anthropologie der Geschlechtergemeinschaft*. Stuttgart 1948.

ängstlichen Machtsicherung oder sogar überkompensativen Machtausweitung nicht bedarf.

Abschließend können wir nun feststellen, daß wir dem Stottern nur in Hinsicht auf den stotternden Menschen gerecht werden können. Die von den verschiedensten Eigentümlichkeiten ausgehenden psychologischen Betrachtungen führten immer wieder auf die Persönlichkeit des Stotterers. Das Symptom erscheint uns als wirklicher Ausdruck derselben, soweit sie sich durch die Sprache im mitmenschlichen Bezug entfaltet. Gerade diese ist im Ansatz gestört, so daß es auf diesem wichtigsten Gebiet persönlicher Bewährung und Selbstverwirklichung zu keiner vollen Entfaltung kommt. Wenn *Asperger*⁶⁰ meint, daß in der Mehrzahl der Fälle, „die soziale Einstellung durch das Stottern kaum in Mitleidenschaft gezogen“ werde, so können wir uns dem höchstens in der Weise anschließen, daß der Stotterer kaum zu einem aktiven Protest neigt. *Wiesenhütter* konnte darauf hinweisen, daß sich „in Fürsorgeerziehungsanstalten relativ selten Stotterer unter den so vielseitig belasteten Kindern“ finden. Nicht das soziale Verhalten in konkreten Ereignissen, sondern die soziale Haltung überhaupt ist in Frage gestellt, und damit die Persönlichkeit selber. Der Mensch verwirklicht sich in seiner Personalität nur in der Ich-Du-Beziehung⁶¹. Die menschliche Existenz ist wesentlich Mit-Existenz. *F. Ebner*⁶² kommt zu der überspitzten Formulierung: „Ohne die Relation des Ichs zum Du . . . gäbe es nicht nur kein Ich, sondern auch keine Sprache.“ Die Sprechfähigkeit berührt somit den Kern der Person und eine funktionelle Störung derselben den gleichen Kern. Wenn *Lersch*⁶³ die Sprache insbesondere unter dem Aspekt der Freiheit (die des Überblicks und der Ordnung, die der Verfügung über die Welt und die der Offenbarung) sieht, so wird jedem tatsächlich in der Störung der Sprache ansichtig, wozu auch der stotternde Mensch eigentlich berufen wäre.

Wir können das Stottern nur verstehen, wenn wir es auf dem Hintergrund der menschlichen Person in ihrer wesenhaften Bezogenheit auf den Partner und die Welt sehen. Diese Partnerschaft, in der ein jeder erst seines individuellen Selbstseins inne wird, ist in Frage gestellt und hat ihre psychologische Konsequenz in einer Störung der Selbstgefühlslage, die die harmonische Bewährung in der Welt wieder erschwert, wenn nicht sogar unmöglich macht. Das Stottern hat zunächst nichts mit „schwachem Willen“ zu tun, wie es die Meinung der meisten Eltern stotternder Kinder ist. Noch *Merkel*⁶⁴ sah in Stotterern „Leute ohne nachhaltige Willenskraft“. Sehr oft drängt sich uns das genaue Gegenteil auf, wie überhaupt unter Beachtung der beschriebenen entwicklungspsychologischen und geschlechterpsychologischen Eigentümlichkeiten bei den Stotterern eine forcierte und überspannte Willenshaltung angenommen werden muß. Inwieweit diese kämpferische Bewährung männlicher Daseinsthematik trotz des gestörten Selbstgefühls immer aufs neue angefordert und erwartet wird und dadurch zu einer entsprechenden, das Stottern als Symptom fixierenden Haltungsprägung wird, bleibt dem Kapitel über die Pathogenese vorbehalten.

⁶⁰ *H. Asperger*: a.a.O., S. 153.

⁶¹ Vgl. *R. Guardini*: Welt und Person. Würzburg 1940.

⁶² *F. Ebner*: Das Wort und die geistigen Realitäten. Innsbruck 1921.

⁶³ *Pb. Lersch*: a.a.O., S. 363.

⁶⁴ zitiert bei *Kussmaul*: a.a.O.

Exkurs: Linkshändigkeit und Stottern

Bevor wir unsere allgemeinen Überlegungen abschließen, soweit sie durch die Literatur und eigene Beobachtungen angeregt wurden, müssen wir noch auf das Problem der Linkshändigkeit eingehen, das lange Zeit mit dem Stottern in ursächliche Verbindung gebracht wurde. *Sachs*⁶⁵ sieht z. B. im Stottern eine Art „Wettstreitphänomen beider Hirnhälften“, indem die bei Linkshändern übliche Erziehung zum Ambidexter ein eindeutiges Überwiegen einer Hirnhälfte erschwere und dadurch bei der Lautbildung eine Interferenz beider Hemisphären begünstige. *A. Friedmann*⁶⁶ konnte jedoch in einer umfassenden Untersuchung, in der sie eine Gruppe von 70 Stotterern, 70 Schwererziehbaren und 100 normalen Schülern hinsichtlich Rechtshändigkeit, manifester und latenter Linkshändigkeit miteinander verglich, feststellen, daß sich die Verhältnisse in den drei Gruppen nicht wesentlich unterscheiden:

	Rechtshändigkeit	manifeste Linkshändigkeit	latente Linkshändigkeit
normale Kinder	50	16	34%
stotternde Kinder	43	22	34%
schwererziehbare Kinder	40	24	35%

Für das Stottern räumt *Friedmann* der Linkshändigkeit nur insofern eine pathogene Bedeutung ein, als die mit der Erziehung zur Rechtshändigkeit verbundenen Zurechtweisungen und Ermahnungen die Ausbildung von Minderwertigkeitsgefühlen begünstige, in deren Folge sich dann das Stottern einstellen könne.

Wir wollen gerade diesen letzten Gedanken erweiternd unter dem Aspekt der beschränkten Handlungsfreiheit sehen, die ja bei der Umerziehung des Linkshänders im geradezu wörtlichen Sinne vorliegt. Das unreflektierte Handeln und Hantieren, der unbewußt ablaufende Bewegungsvorgang der für ein Kind so wichtigen Hände wird plötzlich einer autoritären Kontrolle und eigenen spontanen Impulsen zuwiderlaufenden Regulierung und Lenkung unterworfen. Daß auf solchem Boden Unsicherheitsgefühle erwachsen müssen und überhaupt eine Scheu, unter den Augen anderer etwas zu tun („Linkischkeit“), liegt auf der Hand. So würde für uns die Umerziehung zur Rechtshändigkeit nicht nur Minderwertigkeitsgefühle fördern, sondern diese darüber hinaus mithelfen, das ganze Feld zu bereiten, aus dem heraus auf dem Hintergrund von Verantwortungsscheu und Behauptungsschwäche leicht eine dauernde Fixierung des Stotterns erwächst.

V. Zur Pathogenese des Stotterns.

(unter besonderer Berücksichtigung milieukundlicher Untersuchungsergebnisse)

Wenn wir im Rahmen dieser Untersuchung noch gesondert auf die Pathogenese des Stotterns eingehen, so wollen wir damit nur *die* Aspekte herausarbeiten, die uns als Psychologen interessieren müssen und bei richtiger Durchleuchtung mithelfen können, in das vielfältige Bild des Stotterns etwas mehr Licht hineinzubringen.

⁶⁵ *M. Sachs*: Zur Ätiologie des Stotterns. Wien klin. Wchs., Jg. 37, 1924.

⁶⁶ *A. Friedmann*: Zum Problem der Linkshändigkeit, insbesondere im Zusammenhang mit der Stotterfrage. Mschr. Psychiatr. 97, 1937.

In all den von uns bearbeiteten Fällen konnten wir eine über das normale Maß bestehende Sensibilisierung nachweisen. Wir begegneten ihr u. a. in den psychodiagnostischen Befunden¹ auf Schritt und Tritt und sehen in der Sensibilität eine psychische Grundvoraussetzung für das Stottern, insbesondere für seine weitere Ausbildung. Man könnte nun einwenden, daß die Sensibilisierung eine Folge des Stotterns ist, wie ja eine solche bei allen psychischen Erkrankungen und Konflikten zu beobachten sei, ähnlich dem Fieber bei Somatosen. Hier nimmt u. E. jedoch das Stottern eine Sonderstellung insofern ein, als es klar erwiesen in einer Entwicklungsphase wurzelt, in der wir die Hypersensibilität gehäuft antreffen. 67% unserer Fälle begannen mit dem Stottern im 3.-4. Lebensjahr! Von 101 Stotterern aus dem Würzburger Raum tritt das Symptom bei 32 mit dem 6.-7. Lebensjahr auf. Hiervon sind 10 Spätentwickler, die also erst durch die Einschulung verspätet mit der Problematik der 1. Trotzphase konfrontiert werden. Bei 17 weiteren ist eine besonders starke Verwöhnungssituation, deren sensibilisierender und entwicklungshemmender Einfluß zu ähnlichen Resultaten führt. Hospitalismus bzw. völlig zerrüttete Familienverhältnisse finden sich bei 4 (aber nicht verwahrlosten) Kindern und nur bei einem dürfte der Konflikt ausschließlich – soweit erkennbar – in der Geschwisterreihe liegen (das bis dahin einzige Kind wird durch Zwillinge entthront). In dieser das Ganze erhellenden Initialstufe ist die Hypersensibilität eine *vorher* anzutreffende Tatsache und keine Folge, die zusammen mit dem jetzt stattfindenden Prozeß der Ichfindung und der damit verbundenen reflektierenden Bewußtseinswendung zu einer Störung schon automatisierter Vorgänge, wie wir sie im Sprechen vor uns haben, führt. Daß es gerade an dieser Stelle und nicht beim Laufen oder irgendeinem anderen Entwicklungsschritt zu einer Störung kommt, kann nur aus dem Phänomen des adressierten Sprechens selbst und aus einer entsprechenden Sinnanalyse heraus verstanden werden, wie wir sie im ersten Teil unserer Arbeit durchführten. Dort erwies sich uns die Störung als sinnvoll, als eine Störung des personalen Bezugs zum Du und *nicht* als eine ausschließlich physiologisch-somatische Angelegenheit, losgelöst vom Ganzen der Persönlichkeit.

1. Die Bedeutung des Vaters für das stotternde Kind.

Wenn die Störung als eine typisch „männliche“ angesprochen wurde, als eine, die in den Bereich bewußter Selbstverantwortlichkeit und Behauptung hineingehört, in einen Bereich also, der seiner Natur nach in erster Linie in der Begegnung mit dem *Haupt* der Familie, d. h. der väterlichen *Autorität* erwächst, so ist zu erwarten, daß hier eine Hauptstörungsursache zu suchen ist. Würde dem so sein, so würde die vom Symptom her entwickelte Sinnanalyse im nachzuweisenden Erfahrungsmaterial eine nicht mehr zu übersehende Beweisgrundlage gewinnen.

In einer überraschend großen Zahl der Fälle (52%) stellten wir eine mehr oder weniger ausgesprochene Konfliktstellung zum Vater fest. Dies kann uns weder vom entwicklungspsychologischen noch vom analytischen Standpunkt aus überraschen.

¹ Sämtliche Fälle wurden psychodiagnostisch genau untersucht, ausgewertet und charakterologisch dargestellt. Die Befunde können hier wegen des begrenzten Raumes nicht mitgeteilt werden.

Denn einmal baut das Kind gerade in der Zeit vom 3.–5. Lebensjahr in einem ersten Versuch eine eigene Willenswelt aus und wird dadurch auch erstmalig in Opposition zum Vater kommen, dessen Gehorsam fordernde Autorität nicht immer in harmonischen Einklang gebracht werden kann mit dem eigenen Willensanspruch. Dies gilt ebenso gegenüber den mütterlichen Ansprüchen; aber mit diesen ist es gleichsam groß geworden, während die väterliche Welt doch zunächst etwas Neues ist. Gerade in der heutigen modernen Familie ist der Vater weithin eine Randfigur geworden, die das familiäre Leben nur mehr tangiert, dann aber mitunter punktuell das nachholt, was besser atmosphärisch ständig zugegen sein sollte, so wenn z. B. abends dem müde und abgespannten Vater die Sünden seiner Kinder aufgezählt werden und er nun als Richter und Vollstrecker von Strafen aufzutreten hat. Der Boden, aus dem heraus sich eine echte Strafe nur erheben darf, nämlich die gesicherte Liebesbindung, entbehrt dann allzu schnell einer entsprechenden Bereitung durch den Vater und er wird der gefürchtete „Alte“, dem man besser aus dem Wege geht².

Das zunächst physiologisch und entwicklungsbedingte, dann aber durch „männliches Reagieren“ verstärkte Stottern wird schließlich zu einem gemäßen und sinnvollen Ausdruck (wie überhaupt bei neurotischen Symptomen) interindividueller Spannungen im Sinne vergeblich mobilisierter Behauptungstendenzen gegenüber übermächtig erlebten Autoritäten und erfährt durch die Prägung eines gestörten Selbstgefühls seine endgültige Fixierung.

Daß die Auseinandersetzung mit dem Vater und seinen Ansprüchen insbesondere den Jungen betrifft und ihn mehr belastet als das Mädchen, ist eine täglich zu machende Erfahrung. Gerade der Mann und Vater ist viel leichter ein Opfer unbewußter Erwartungsvorstellungen und Wünsche als z. B. die Mutter, die ihre Kinder durch den steten Umgang *wirklich* kennt. Autoritäre Ansprüche und Forderungen, die Folge von Projektionen sind, überfordern die kindliche Seele und führen bei dem meist wirkenden ständigen Sog bzw. ständigen Druck zu Überspannungszuständen. Gerade das Atmosphärische und ständig Gegenwärtige solcher Imperative, ohne daß sie immer dem Bewußtsein klar zugänglich waren, führt zu Prägungen und bleiben den Haltungen. Dazu kommt es vorher in der Regel zu einer „Introjektion“ des autoritären Anspruchs, so daß dieser auch dann wirksam bleibt, wenn z. B. der Vater selbst nicht gegenwärtig ist.

Die Introjektion des Vaterbildes als Inbegriff aller persönlichen Verpflichtungen kommt in der Psychoanalyse der Errichtung des Überichs gleich und wird im Zusammenhang gesehen mit dem Untergang des Ödipuskomplexes. Die Aufrechterhaltung frühkindlichen totalitären Liebesanspruches, die im Vater den Nebenbuhler sieht, der den Alleinbesitz streitig macht, wird aufgegeben und der Konflikt durch die Identifikation mit dem Vater selbst überwunden. Ein Vorgang, der sich dort, wo geordnete wechselseitige Liebesbindungen die Familie bestimmen, harmonisch löst und in der Regel gar keine akute Konfliktstimmung aufkommen läßt. Wir fanden jedoch eine überraschend große Anzahl von Fällen, in denen das Kind nicht eingebettet war in ein harmonisches Familienleben, sei es, daß die Eltern in einem

² Zum Problem des Vaterbildes vgl. u. a. C. G. Jung: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen. Zürich 1949, und „Vorträge über das Vaterproblem in Psychotherapie, Religion und Gesellschaft“ hrsgg. v. W. Bitter. Stuttgart 1954.

ausgesprochenen oder unausgesprochenen Streit miteinander lebten, oder aber die jeweilige Individualität der Eltern so ausgeprägt und zugleich solch gegensätzlicher Natur war, daß dem Kind in der Ausprägung seiner Persönlichkeit ein harmonischer und verbindender Brückenschlag nicht gelingen konnte. Die Kinder gehen den Weg des geringeren Widerstandes; das bedeutete in unseren Fällen durchweg eine Anlehnung an die Mutter, ohne daß die „Einbildung“ des Vaterbildes voll glückte. Tritt nun das Kind hinaus in die Welt, ohne daß der Weg zu ihr durch die Vorbildfunktion des Vaters erleichtert ist und im Gegenteil die überall zu findenden Instanzen des fordernden Anspruches, die Autoritäten und Vaterbilder durch vorhergehende Übertragung des fehlgeformten Vaterbildes verzerrt sind, so wird für uns die Angst und Unsicherheit, unter der dieser Weg angetreten wird, spürbar. Darum finden wir bei vielen Kindern am Anfang der Symptombildung den Zusammenstoß mit einer Vater-Person.

Einige Beispiele:

Anton steht gerade in den Stallungen seines Vaters, als plötzlich kettenrasselnd der Knecht Ruprecht (Krampus) vor ihm steht und ihn bedroht. Er ist ganz allein, bekommt furchtbare Angst und stottert seitdem.

Martin spielt friedlich im Hof. Plötzlich kommt ein Mann, der ihn wegen einer Kleinigkeit furchtbar schimpft. Stotternd kommt der Bub zur Mutter gerannt.

Ursula ist am Weihnachtsabend ungezogen. Der Vater verliert die Geduld und „verhaut ihr den Hintern“. Noch am gleichen Abend stottert sie.

Draußen auf dem Feld sieht *Wolfgang* einen Bauern mit der Sense auf sich zulaufen. Er bekommt furchtbare Angst und stottert.

Alfons ärgert einen Mann, will weglaufen, wird von ihm erwischt und entsetzlich verhauen.

Kurt geht nichts ahnend an ein Beet und will ein paar Blumen rupfen. Da kommt ein Wärter und schreit ihn furchtbar an. Er ist so erschreckt, daß er mehrere Tage nichts redet und seitdem stottert.

Ewald hat sich in ein Zimmer eingeschlossen und läßt den draußen an der Tür rüttelnden Opa nicht hinein. Als er ihm schließlich doch die Tür öffnet, ist der alte Mann in eine solche Erregung geraten, daß er den Jungen an der Gurgel würgt und wild auf ihn einschlägt. Auch Ewald brauchte viele Tage, bis er sich von dem Schrecken erholte und überhaupt wieder etwas sagte, und jetzt stotterte er plötzlich.

Die übrigen symptomauslösenden Erlebnisse sind typische Einsamkeitserlebnisse, die mit lang andauernder Angst verbunden sind (Eingesperrtsein im Keller, Bunker) oder heftige Schreckerlebnisse (Unfälle, vor allem Autounfälle). Beide Male wird die Welt als bedrohlich und unheimlich erfahren und die eigene Machtlosigkeit und Ungeborgenheit erlebt. Der Stimmungsgehalt ist der gleiche, wie bei den obigen Beispielen, nur was oben persönlicher Eingriff ist, ist hier anonymes Schicksal. In Hinsicht auf die symptomauslösende Kraft dieser Erlebnisse kann aber kaum von Zufall gesprochen werden.

Sehr oft ist für das Kind selbst das früheste Erlebnis (als Beginn seiner ichbewußten Entwicklung) auch gleichzeitig der bewußt erinnerte symptomauslösende Schock, der sich uns jedoch jetzt als eine typische Verdichtung der damals wirksamen individuellen Lebensproblematik erweist und von daher die symptomauslösende Kraft bezieht. Der Schock ist also nicht einfache Ursache und das Stottern damit gesetzlich verknüpfte Wirkung, sondern Symbol (symballein = zusammenfallen) der Lebenskrise, in der sich die mannigfaltigen Schicksalsfäden einmalig verknoten. Es handelt

sich demnach um mehr als ein sog. „traumatisches Erlebnis“, das durch die Verdrängung der damit verbundenen affektiven Energien zum Komplex wurde. Darum wird in der neueren Literatur kathartischen Hypnosen kein *bleibender* Erfolg zugesprochen³. Die Abreaktion der Affekte und kurzfristige Verarbeitung der Schocksituation ändert dadurch noch nicht das Gesetz, d. h. die grundlegende Prägung, unter der die Person in ihrer persönlichen Entwicklung angetreten ist und dann meist schon Jahre, wenn nicht sogar Jahrzehnte gelebt hat. Was sich so als „Angewohnheit“ schon über Jahre ein Hausrecht erworben hat und die Welt, vor allem die soziale, unter einem bestimmten Aspekt zum Erleben kommen läßt, kann nicht durch eine einmalige Einsicht und erst recht nicht durch einen Entschluß ausgewiesen werden wie ein unliebsamer Bewohner. Hier handelt es sich nicht um etwas an der Persönlichkeit – ein jeder Stotterer lebt in der Illusion, daß das Symptom gleichsam herausoperiert werden könnte –, sondern um die Persönlichkeit selbst in einer nun einmal stattgehabten Ausprägung. Das Zusammentreffen einer Summe von Faktoren vermochte sich nur einen – allerdings typischen und symbolischen – Organausdruck (eben das Stottern) zu verschaffen, und von einer Summe von Faktoren wird es auch abhängen, ob sich die den Ausdruck determinierenden Energien verlaufen, anderweitig kompensieren und eines Tages das Symptom verschwinden lassen. Das *Bild* verlöscht, wenn die *bildenden* Kräfte schwinden. Da „der Stotterer“ (man spricht kennzeichnenderweise vom „Bett-nässer“, „Stotterer“, „Sadisten“ usw., aber nicht vom „Blinddarmer“, „Hinker“, „Einauger“, „Einarmter“ usw.) nicht mehr stottert, ist er nicht nur ein Nicht-Stotterer, sondern ein neuer Mensch, bzw. endlich er selbst ohne den lähmenden Zwang ich-beschränkender, ihn in seiner Handlungsfreiheit beengender Kräfte.

2. Typische Familienbilder beim stotternden Kind (Milieustudien)

Unsere Untersuchungsergebnisse entstammen einer breit angelegten Arbeit, angefangen von den Explorationen der Eltern, Lehrer, Freunde u. a., über die verschiedenen Tests, über meist mehrmonatige Betreuungen – oft sogar weit über ein Jahr – bis hin zu ausgedehnten Hausbesuchen. Danach müssen wir feststellen, daß eine geordnete und besonders *harmonische* Beziehung zum Vater in der Regel in Frage gestellt werden muß. Bei unseren rund 100 Fällen waren lediglich 19 unauffällig, in 9 weiteren Familien war es nicht möglich, über den Vater und seine Stellung zum stotternden Kind ein genaues Bild zu gewinnen. Es treten noch 21 vaterlose Kinder hinzu, so daß doch in weit über der Hälfte aller Fälle das Vaterbild problematisch erscheint.

Da sich die Auswertung der 30 Fälle der Erziehungsberatungsstelle *Kulmbach* vorwiegend auf die vorhandenen Unterlagen stützen mußte und nur in etwa der Hälfte eigene Untersuchungen durchgeführt werden konnten, sind die dortigen Befunde nicht ganz vollständig. Trotzdem schälte sich auch hier die Stellung des Vaters bei

³ Grebe spricht in seiner Untersuchung: „Die funktionellen Sprachstörungen und ihre Behandlung in der Hypnose“ (Halle 1927) für die Hypnose. Seine Erfahrungen basieren beim Stottern allerdings nur auf 20 Fällen, bei denen zudem die Katamnese nicht über 6 Monate hinaus geht.

genau 50% als problematisch heraus; 17% imponieren durch eine besonders starke Mutterbindung, die die Stellung des Vaters in diesen Familien zumindest fraglich erscheinen lassen. In 5 Familien (17%) litten die Kinder unter zerfahrenen und „nervösen“ Müttern, wobei in zwei Fällen verwahrloste Verhältnisse angenommen werden mußten. Bei den restlichen war es mir nachträglich nicht mehr möglich, Einblick in die Familienatmosphäre zu gewinnen. – Auf die Mitteilung ausführlicher Falldarstellungen dieser Gruppe muß leider verzichtet werden, was mir besonders in Hinsicht auf 2 hochdifferenzierten Familien entstammenden Kindern bedauerlich ist. In dem einen Fall waren beide Eltern Künstler, in dem andern beide Psychologen. In beiden Familien waren die Kinder dem Niveau der Eltern und dem daraus resultierenden Leistungsanspruch nicht gewachsen, obwohl dieser bewußt nicht an die Kinder herangetragen wurde.

In 23 Familien des Würzburger Untersuchungsmaterials finden wir einen *überstrengen Vater*, der in kühler Distanz zu seiner Familie lebt und unbedingt herrscht, sehr oft mit Hilfe massiver erzieherischer Maßnahmen und gar nicht so selten brutaler Prügelstrafen. Der Vater ist gefürchtet und bei den älteren Kindern regelrecht gehaßt, so daß eine gerade Linie zu der ganzen Konfliktlage des Stotterers führt.

H. H.⁴, ein heute 19jähriger schlank gewachsener junger Mann stottert seit der Einschulung. Er kann sich selbst erinnern, wie ihn die Mutter einmal zur Rechenschaft zog, und er nicht antworten konnte. Er wurde geschimpft und seitdem stottert er. Die Erziehung durch die Eltern war sehr streng, ebenso von seiten der Großmutter, und schon frühzeitig, weil er wohl etwas schwerfälliger und unbeholfener war, benachteiligte man ihn gegenüber seinen beiden älteren Geschwistern. Zu allem Unglück stellten sich in der Schule Rechenschwierigkeiten ein und der damals wegen Parteizugehörigkeit vom Schuldienst zurückgestellte Vater nahm sich in aller Intensität seiner Schulaufgaben an. Jeden Tag mußte er zwei bis drei Stunden mit dem Vater arbeiten, und es gab immer Schimpfe und Schläge mit irgendeiner gerade zur Verfügung stehenden Latte. An seiner Mutter fand er keinen Halt – er kann sich nicht entsinnen, jemals von ihr einen Kuß bekommen zu haben. Auch sie ermahnte ihn ständig an seine Pflichten. Auf die Straße unter die Spielkameraden durfte er nicht, damit er kein Gassenjunge würde und oft bezweifelte man, ob überhaupt noch ein anständiger Mensch aus ihm werde. Während der älteste Sohn der ganze Stolz des Vaters war – er studiert heute an einer Universität – reizte ihn die Empfindlichkeit, Unbeholfenheit und sehr bald auch das Stottern seines zweiten Sohnes. Deswegen gab es häufig Schläge! Das Symptom verschlimmerte sich rasch. Die Eltern schickten den Jungen in ein Kloster, damit er dort einmal Klosterbruder werden solle. Schon vorher hatte sich H. kaum mehr unter andere Kinder gewagt. Er kann sich selbst daran erinnern, daß er von ihnen wegen seiner furchtbaren Angst vor Hunden (!) häufig ausgelacht wurde. Mit 15 Jahren stand H. mehrmals vor dem Selbstmord. Er fühlte sich von seinen Eltern restlos verstoßen, und im Kloster konnte er nicht warm werden. Die kalten Abschiedsworte seines Vaters: „Zu sonst taugst du ja doch nichts“, verfolgten ihn, und eines Tages lief er vom Kloster weg, fest entschlossen, seinen Eltern zu zeigen, was er könne. Zu Hause gab es einen furchtbaren Krach, die ganze Familie stellte sich gegen ihn, und er wurde kurzerhand gegen seinen Willen in eine trostlose Bäckerstelle in eine Großstadt vermittelt, wo er jetzt kurz vor dem Abschluß der Lehre steht. Nichts charakterisiert den Jugendlichen wohl mehr, als daß er es bei diesem Bäcker unter den menschenunwürdigsten Verhältnissen drei Jahre ausgehalten hat. Durch eine Traumanalyse aufmerksam gemacht, besuchte ich ihn auf seiner Arbeit und fand in einem kühlen, schattigen Hinterhof einen verfallenen Schuppen. Hier schlief H. in

⁴ Die im Folgenden geschilderten Beispiele sollen das Grundsätzliche beleuchten. Es sind typische Bilder ausgewählt; Gleiches oder wenigstens mehrere Züge derselben drücken alle Schicksale stotternder Kinder aus.

einem völlig verschmutzten Raum, in dem trotz einer rund 14tägigen Hitzeperiode im Juli noch das Wasser stand. Alles war klamm und feucht, verschimmelt und verdreckt. In einer Ecke stand der Notenständer mit der Klarinette, auf der er jeden Tag bis tief in die Nacht übte, um sich auf den Musikwettbewerb der Deutschen Rundfunkgesellschaften vorzubereiten! Auf solchem Hintergrund war das schwermütige und unendlich traurige, zu Boden geneigte Gesicht des Jugendlichen zu verstehen. Einmal träumt er: Ich bin in Sibirien im Gefangenenlager in Eis und Schnee. Draußen standen meine Familienangehörigen und Bekannten, die mitleidig hereingeschaut haben, als sie sahen, *wie schlecht es mir geht!* Die Eltern hatten ihn mehrmals besucht, Bruder und Schwester studierten am gleichen Ort, aber keinem war es eingefallen, sich für eine Abhilfe dieser trostlosen Verhältnisse einzusetzen (Bei Regen strömte das Wasser regelrecht in den Raum und in sein Bett, nachts liefen ihm die Mäuse darüber.). Einen kleinen Ausgleich fand er im Musizieren und Sporttreiben, wo er mit allen Kräften einen Sieg im 3000-m-Lauf anstrebte. Durch seine sportlichen Erfolge, die er sich durch ein maßloses Training abringen mußte, wie auch durch den zwar vergeblich erhofften Erfolg auf dem Musikwettbewerb wollte er seinen Angehörigen zeigen, daß er *doch* etwas kann.

Das völlig uneinsichtige Verhalten dieser Eltern, vor allem des Vaters, der zudem noch Lehrer ist, trieb den Jungen geradezu in die Verzweiflung und in eine zwiespältige Haltung gegenüber seinen Eltern, aus der er nur schwer herauskommt. Eine gradlinige Entwicklung und der Ausbau einer gesicherten Selbstgefühlslage konnten nicht stattfinden. Auch nach der äußeren Trennung vom Elternhaus mußte er die trostlosen Unterkunftsverhältnisse als Verbannung (vgl. Traum) erachten. Sein Leichtathletiktraining (Langstreckenlauf – er will auch die Marathonstrecke laufen) und sein Musizieren werden auf solchem Hintergrund zu fast lebensnotwendigen Kompensationsversuchen, die durch das weitgesteckte (!) Ziel und die damit verbundene besondere Chance ihn auf die Zukunft hoffen lassen.

Der 15jährige H. B. – ein stiller und ebenfalls traurig wirkender Jugendlicher – wird von dem gestörten Verhältnis zu seinem Vater innerlich fast verzehrt.

Er stottert seit seinem 6. bis 7. Lebensjahr. Damals hatten die Eltern furchtbare Auseinandersetzungen. Die treue und gutherzige, aufgeschlossene Mutter war eines Tages zu der Erkenntnis gekommen, daß ihr Mann sie laufend betrog. Nur in Hinsicht auf die Kinder entschloß sie sich, mit ihm zusammenzubleiben, obwohl von einer Ehe nicht mehr gesprochen werden konnte. Sie war bald gezwungen, selbst zu arbeiten, um für ihre Kinder sorgen zu können. Die Arbeitsaufnahme und die damit verbundene Trennung von ihrem Jungen lösten das Stottern aus. Heute unterhält der Mann nach wie vor das außereheliche Verhältnis und die ganze Familie weiß es. Wenn er einmal mit zu Tisch sitzt, schweigt er oder gibt mürrische oder ironische Bemerkungen von sich. Was der Mutter anfangs so furchtbar setzte, worüber sie sich schließlich doch hinwegsetzen konnte, das nimmt H. zunehmend stärker in Anspruch. Er leidet mit seiner Mutter und möchte mal so richtig schimpfen, aber er *kann es* einfach nicht. Versucht er sich zu widersetzen, so wird der Vater gleich jähzornig und gemein – darum wagt er es nicht mehr. Oft hat er schon an Selbstmord oder an Weglaufen gedacht, aber der Gedanke an seine Mutter hält ihn zurück. Er träumt, daß er sich bei ihr richtig ausweinen würde; oder er stirbt und alle beklagen ihn, weil er kein schönes Leben gehabt habe usw. Sein stilles Ideal ist James Dean.

Die nächste, und zwar kennzeichnenderweise größte Gruppe von 29 Familien ist die, in denen der Vater sich nicht solch massiver Maßnahmen bedient, bzw. in seinen Pflichten versagt. Er steht vielmehr hier mitten im Leben der Familie und ist bemüht, zu seinen Kindern ein positives Verhältnis zu unterhalten. Jedoch auf Grund der ganzen Verhältnisse und seiner eigenen Struktur nach muß er den Kindern als *übermächtig* erscheinen, oft, ohne daß daran irgend etwas zu ändern wäre. Gerade diese

Gruppe scheint mir besonders typisch und wichtig zu sein, weil wahrscheinlich bei ihr die wirklichen Verhältnisse nicht genügend tief erfaßt werden und damit das Spannungsfeld, in das das Kind ständig hineingehalten ist, dem nur oberflächlich Untersuchenden gar nicht zugänglich wird. Das Verhältnis von Vater und Kind, das in dem einen Fall der Wärme und Liebe entbehrt und dadurch eine das Kind unsichere und angsterfüllende Distanz heraufbeschwört, ist bei dieser zweiten Gruppe durchaus von einem guten Willen und Bemühen getragen. Vom Vater her gesehen erscheinen die Dinge geordnet, so daß in den seltensten Fällen überhaupt über eine etwa in Frage kommende Belastung nachgedacht wird und eigentlich gar kein greifbarer Anlaß zu solchen Erwägungen besteht, und *doch* steht das Kind in einem gewaltigen – und was besonders wichtig ist: meist unzugänglich und irreparablen – Spannungsfeld, das sehr oft die Distanz für das Kind weit spürbarer, intensiver und vor allem andauernder erleben läßt als in der ersten Gruppe.

G. G., ein netter zurückhaltender und ausgesprochen höflicher 11jähriger Bub stottert seit dem 4. bis 5. Lebensjahr. Zu dieser Zeit kehrte der Vater, ein kräftiger, stattlich-sportlicher Mann, Offizier mit höchsten Tapferkeitsauszeichnungen und der goldenen Nahkampfschleife aus der Gefangenschaft zurück. In seiner forschenden und männlich-sachlichen Art bestimmt er daheim in jeder Weise die Atmosphäre und ist als solcher der Typ eines erfolgreichen und mitreißenden Offiziers. Die Mutter dagegen ist eine zarte und sensible Frau, in den letzten Jahren zudem noch kränklich und seit mehreren Monaten wahrscheinlich tödlich erkrankt. G. kommt ganz auf die Mutter heraus und erscheint ihr gegenüber sogar noch zarter und durchsichtiger und wirkt deshalb mehr wie ein Neunjähriger. Bei solch völlig gegensätzlichen Persönlichkeiten der Eltern: zarte empfindsame Mütterlichkeit – vitale zielgerichtete Männlichkeit, ist die Persönlichkeit des Kindes nunmehr plötzlich, nach der Rückkehr des Vaters in die Familie, in einen gewaltigen Spannungsbogen, die ihn als einzigen Sohn besonders betrifft, hineingestellt. Er streckt sich nach dem väterlichen Vorbild aus und sucht in gewaltigem Ehrgeiz seinen meist unausgesprochenen Appellen gerecht zu werden, ohne jedoch zu einer tatsächlichen Identifikation zu kommen. Der Vater bleibt in der Distanz – geliebt und gefürchtet zugleich. Die eigene *Behauptung* aber ist in Frage gestellt.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei G. P.

Er ist der dritte von vier Brüdern. Ein Bruder verstarb in seinem Geburtsjahr. Gerade an diesem Jungen hatte die zarte, sehr intelligente und überaus feinfühligke Mutter besonders gehangen. Sie hat den Tod heute nach rund 10 Jahren noch nicht überwunden. G. wuchs deshalb von vorneherein in überaus sensibilisiertem Milieu auf, um so mehr als die früher in blendendsten Verhältnissen (Millionär und Plantagenbesitzer) lebende Familie durch die lange Internierung in A. gesundheitlich und seelisch außerordentlich strapaziert war. Dies galt vor allem für die *Mutter*, die viele Jahre mit ihren Kindern vom Mann in einem anderen Lager getrennt leben mußte und dort unter schweren Depressionen zu leiden hatte. G. wurde in Deutschland geboren. Von Anfang an sah die Mutter in ihm ein Gottesgeschenk und Ersatz für ihren verstorbenen Sohn. Sie widmete sich mit Hingebung der Pflege des zarten Kindes, wohl auch deshalb, weil das Kind viele Erkrankungen durchmachen mußte. – Als einen größeren Gegensatz zu der feinnervigen, schwermütigen und übersensiblen Mutter läßt sich der *Vater* kaum denken. Er ist der Typ eines unternehmungslustigen Abenteurers, der schon die ganze Welt bereist, sich in allen Lagen durchgeschlagen und immer wieder Erfolg gehabt hat. Großwildjäger, Plantagenbesitzer, ein überzeugender Kaufmann und blendender Gesellschafter – urgesund, kräftig und von unbeugsamer Vitalität und Spannkraft. Im persönlichen Umgang herzlich, offen, klar und nüchtern in seinen Plänen, aber doch immer mit herausfordernder Kühnheit. Er selbst ist der Sohn eines erfolgreichen und überaus willensbetonten Konsuls, der hart und unbeugsam in seinen Forderungen war und zu seinen Kindern kaum eine innige und herzliche Beziehung hatte. Auf den Bildern macht der Großvater den Eindruck eines Generals und Haudegens, der zielbewußt und unver-

drossen seinen Plänen nachzugehen mußte und hart mit sich und den Seinen war. Ihm gegenüber ist der Vater von G. viel konzilianter: man möchte sagen, moderner und sportlicher in seiner Einstellung, aber von erstaunlicher Lebenskraft und bewundernswertem Wagesinn. Die Familie lebt heute in einem neu erbauten Gutshof. Der Vater ist wieder viel auf Welt- und Geschäftsreisen, um sich eine neue Existenz aufzubauen und alte Rechte wahrzunehmen.

G. selbst ist bei weitem der zarteste und sensibelste unter den Brüdern. Das feine Gesicht mit den ebenmäßigen Zügen und der fast durchsichtigen Haut fällt sofort auf. Frauen haben den Jungen gleich in ihr Herz geschlossen. Bei G. kann sicher von einer konstitutionellen Sensibilität von seiten der mütterlichen Linie gesprochen werden, die aber noch durch das besondere Schicksal der Familie und seinem intensiven und tiefgehenden Erlebnisnieder-schlag in der Mutter und schließlich durch die Krankheiten selbst im Sinne einer Hyper-sensibilisierung verstärkt wurde. So einesteils in einer symbiotischen Einheit mit der feinnervigen und zugleich schwermütigen Mutter lebend, ist er doch gleichzeitig leitbildlich auf den übertüchtigen, unkomplizierten und vitalen Vater ausgerichtet. Die harmonische Verknüpfung hypersensibler Empfänglichkeit und willentlich bewußter Aktivität gelingt nicht. Die symptomatische Überspannung verrät jedoch den mißglückten Versuch. Das Bild des Vaters wird zum lebendigen Vorwurf nicht geglückter Identifikation und, in der Übertragung, jegliche Autorität zu einem aktivierenden Anlaß der sonst verdrängten Unsicherheits- und Minderwertigkeitsgefühle.

In beiden Beispielen wird die *Übermächtigkeit* des Vaters unmittelbar spürbar, um so mehr als hier die Persönlichkeit der Mutter in Wesen und Eigenart das genaue Gegenteil und das Kind vom Gang seiner Entwicklung her sowohl körperlich wie seelisch zunächst ihr zugeordnet ist und erst langsam in das Kraftfeld des Vaters hineinwächst. Das 4.-6. Lebensjahr ist für diesen Prozeß die entscheidende Schwelle, nach deren Überschreiten das Bild des Vaters immer bedeutungsvoller wird. Solange das Kind unreflektiert eingebunden bleibt in die schützende Wärme der Mutter und deren Welt, ist ein auch noch so sensibles Kind nicht in solchem Maße einer Überspannung ausgeliefert. Wo es, dem Gesetz der Entwicklung unterliegend, heraustritt aus diesem Nest und die sanfte überleitende Stufenfolge der Weiterentwicklung erschwert wird durch den großen Bogen, der hinführt zu dem Bild des Vaters und dessen Tüchtigkeit und die Mutter selbst auf Grund ihrer Persönlichkeitsstruktur nur schwer die Rolle eines Mittlers übernehmen kann, da wird es ein Opfer dieser Polspannung. Das Kind wird sich mehr oder weniger seiner ihm im Vergleich zum Vater enggesteckten Grenzen bewußt. Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, daß eine schon anlagemäßig vorhandene Sensibilität, wie wir sie in beiden Beispielen herleitend von der Mutter nachweisen konnten und wie sie sich auch bei den übrigen Fällen nachweisen läßt (Testbefunde), eine Voraussetzung dafür ist, daß solch gegensätzliche Persönlichkeiten der Eltern zu einem überspannenden Faktor werden. Wo die Feinfühligkeit fehlt oder die Tuchfühlung zur persönlichen Umwelt reduziert ist, da können auch schwerlich Gegebenheiten dieser Art wirksam werden.

Wenn schon die einfache Gegebenheit eines persönlichkeitsbedingten elterlichen Spannungsfeldes für ein sensibles Kind zu einem pathogenen Moment werden kann, ohne daß irgendwelche Streitigkeiten oder Zwistigkeiten zwischen den Eltern selbst auftreten, dann um so mehr, wenn das Kind zum Zeugen von Auseinandersetzungen wird.

M. C. gehört zu jenen gutmütigen, etwas dicken und schwammigen Kindern, die keinem etwas zuleide tun. Er ist mit 11 Jahren der älteste von 4 Kindern. Die Familie lebte früher in glänzendsten Verhältnissen auf einem großen Rittergut im Osten, nachdem der Vater

erst mit 49 Jahren geheiratet hatte. Nach der Flucht mußte die Familie auf engstem Raum mit den Eltern der Mutter zusammen wohnen, was besonders dem Vater, der am wenigsten enge Verhältnisse gewohnt war, schwerfiel. Zudem war er genauso alt wie seine Schwiegereltern und 23 Jahre älter als seine Frau. In seiner großen schlanken Figur und seiner getragenen, fast gehauchten Sprechweise, bei umständlichen und geschraubten Formulierungen, ist er der Typ des Aristokraten aus „der guten alten Zeit“ und absolut verfangen in Vorurteilen und Ressentiments gegenüber allem, was nicht mit seiner „ernsten und reifen Lebenseinstellung“ übereinstimmt. Bei seiner Frau meint er eine „pathologische Veranlagung und Leichtmütigkeit“ vermuten zu müssen. Sittliche Normen gingen ihr überhaupt ab. Zu den Schwiegereltern habe er kein inniges Verhältnis, weil „sie keine Psychologen sind, sehr behäbig leben und auch nicht tief empfinden“. Diese Reihe von Anschuldigungen könnte fortgesetzt werden. Insbesondere reizt ihn aber das innige Verhältnis seiner Frau zu seinem ältesten Sohn, und die Diagnose eines Nervenarztes, daß der Junge an einer starken Mutterbindung leide, war ihm willkommener Anlaß, M. in unser Heim zu schicken.

Die Mutter selbst ist, insbesondere im Vergleich zu ihrem Mann, eine noch junge und lebenshungrige Frau. Durchaus aufgeschlossen und ansprechbar und weit entfernt von dem, was ihr Mann ihr anträgt. Die Eheverhältnisse sind allerdings in der Tat recht schwierig, und sie fühlt sich dem Lebens- und Anschauungsstil ihres Mannes einfach nicht gewachsen, hat aber auch nicht den Mut, im Angesicht solch „wandelnder Gesetzesmonumentalität“ – wie ein Psychotherapeut in Hinsicht auf den Vater meinte –, ihren eigenen Lebensstil zu entwickeln. Das Gespräch zwischen den Partnern verstummte, und die Mutter suchte in ihrem ältesten Sohn immer mehr das, was sie eigentlich bei ihrem Mann hätte finden müssen. Wir konnten häufig beobachten, daß Mutter und Sohn in Blicken und Bewegungen mehr einem jungen Liebespaar glichen, so daß es nicht zu verwundern brauchte, wenn für den Jungen schließlich nur mehr die Mutter von unmittelbarer Bedeutung war. Das Verhalten des Vaters provozierte allerdings erst recht eine solche Flucht zurück in den mütterlichen Schoß. Die Kinder kennen ihren Vater nur als den gestrengen Richter und Aufseher, und eine Zuwendung von seiner Seite läuft immer auf eine Belehrung hinaus, auf den Versuch, seinen 4- bis 11jährigen Kindern „Wesentliches und Bildendes“ mitzugeben. Als Bestrafung liebt er ausgedehnte Strafarbeiten. M. meint, damit die ganze häusliche Atmosphäre charakterisierend: „Die Mutti ist am glücklichsten, wenn sie nur uns Kinder um sich hat!“

Unter solchen Umständen den Vater sehen und ein schlechtes Gewissen haben, muß für den Jungen eins sein, und wir können ihn uns gar nicht mehr anders denken, als stotternd, es sei denn, wir beziehen den Weg des aktiven Protestes oder der Verwahrlosung mit ein.

Die nächst größere Gruppe ist die der *vaterlosen* Kinder, mit 21% ein relativ hoher Prozentsatz und auch ein in die gleiche Richtung verweisender Befund, nur daß hier umgekehrt durch das überhaupt fehlende Vaterbild eine Ablösung von der Mutter erschwert und entsprechende Schritte irritiert sind, so daß dann in Situationen, in denen sich die individuelle Problematik der Verselbständigung und Selbstverantwortung verdichtet, das Stottern ausgelöst wird. Ohne positives Richt- und Leitbild, oder noch belastet durch verzerrte Ersatzbilder wie Verwandte, Lehrer oder Nachbarn, wächst das Kind in eine unbekannte und unsichere Welt, entweder geneigt, regressiv eine noch intensivere Bindung zur Mutter zu suchen und dadurch der persönlichen Lebensaufgabe auszuweichen oder aber im verkrampften Alleingang den Gipfel der Persönlichkeitswerdung zu nehmen. Für den ersten Weg sollen die beiden folgenden Beispiele sprechen:

D. K. ist inzwischen 13 Jahre alt geworden. Sein Vater, ein tüchtiger und beliebter Arzt, starb schon früh, und seitdem schlägt sich die Mutter mit ihren vier Söhnen tapfer durch. D., ihr Jüngster, ist seit langem ihr Sorgenkind, da ihr immer klarer wird, wie er sich mehr

und mehr isoliert und einfach nicht von ihrer Seite weg will. Jede, auch nur kurze Trennung, wird für den sonst ruhigen und still zurückhaltenden Jungen zu einer schmerz erfüllten Krise. Tagelang ist er dann von Heimweh gequält, und er hält es nur in dem Gedanken an das Wiedersehen aus. Alle Versuche der Mutter, den Jungen vorsichtig von sich zu schieben, scheitern an dessen energischem Widerstand. Trotz guter Intelligenz versagt er z. B. in einem Internat völlig und erzwingt so die Rückkehr in die Familie. Der Abstand zu seinen Kameraden wird immer größer, und er lebt schließlich nur mehr in unmittelbarer Nähe der Mutter, einer tüchtigen, mütterlichen, wenn auch sehr gefühlsbetonten und sensiblen Frau. D. unterliegt auch in der Familie immer mehr seinen eigenen Gefühlen. Wenn er von einem Unglück hört oder Zeuge einer Feierlichkeit ist, so laufen ihm die Tränen über das Gesicht, seiner eigenen Stimmung und Ergriffenheit hilflos ausgeliefert. Meist genügt schon ein Stichwort, um entsprechende gefühlsbetonte Erlebnisse in ihm wachzurufen und ihn solchen übersteigerten Gefühlsreaktionen auszuliefern. Solange er jedoch eingebunden bleibt in das Zuhause, vermag er zu existieren und auch zu sprechen. In der Schule aber und im Verkehr mit Fremden ist er in der Rede hoffnungslos gehemmt und bringt einfach kein Wort über die Lippen, trotz aller Bemühungen.

U. K. stottert seit dem 4. bis 5. Lebensjahr. Sie zählt jetzt 13 Jahre und fällt durch ihre gedrückte Haltung und den freudlosen Blick auf, der so gar nicht zu dem großen kräftigen Mädchen mit den langen blonden Zöpfen passen will. All ihre Bewegungen sind versteift und von langsamer Gemessenheit. Der Kopf hängt meist bewegungslos vornüber und nur die Augen verraten in ihrer verhaltenen Zuwendung eine schüchterne Beteiligung. Die gleiche Gehemmtheit und Schwermut und eine Zurückhaltung, die schon lästig und unangenehm werden kann, finden wir bei der Mutter, die seit mehreren Jahren mit ihren Kindern allein ist, von denen U. die älteste ist. Der Vater von U. fiel im Krieg, als das Kind noch nicht geboren war. Die Mutter heiratete etwa 4 Jahre später und nach 13monatiger Ehe verunglückte der Stiefvater tödlich. Einige Tage später starb noch die im Hause wohnende Oma und an deren Beerdigungstag auch noch der Opa. Die Lebenskraft der Frau brach zusammen, und sie konnte sich nur noch im Gedanken an U. und den gerade geborenen Sohn hochhalten. Damals begann das Stottern. Noch heute steht die Trauer und die Resignation auf dem Gesicht der Frau und ihr Leben und Fühlen ist von einer ernsten Verantwortung und Religiosität bestimmt. Die Demut und Bescheidenheit selber, sucht sie Schuld und Mißerfolg immer bei sich und versucht, bei U. mit Erfolg, die Kinder im gleichen Sinn zu erziehen. Gerade von ihrer Tochter verlangt sie peinliche Ordnung, Sauberkeit und Pflichterfüllung. Das Mädchen fügt sich auch in allem, und die Mutter kann sich nicht entsinnen, daß die Tochter jemals ernsthaft versucht habe, ihren Willen durchzusetzen: „Brav ist sie – aber sie stottert!“ – so meint sie fragend.

So unterschiedlich die Mütter in ihrem erzieherischen Willen auch sind, bei beiden Kindern ist die altersspezifische Ausbildung des Selbstgefühls ausgeblieben durch die *Regression* und nachfolgende aktive Sicherung derselben im einen und die *passive Resignation* im anderen Fall. Dafür erscheint aber bei dem Mädchen das Stottern nicht nur als ein Zeichen der nicht gelingenwollenden Behauptung, sondern durch das aufdringliche maschinengewehrartige hämmernde Stottern als eine versteckte Aggression, die sehr bald in der Therapie deutlich wurde.

Der 13jährige S. spricht in seinem Wesen dagegen von einem mutigen, aber doch überspannten Versuch, sich machtvoll von der Mutter abzulösen und seinen Weg allein zu gehen. (Familie in Tieren: er selbst als galoppierendes Pferd, die Mutter als Biene.)

Er wurde unehelich geboren und die aus guten Verhältnissen stammende Mutter hatte daraufhin von ihren Angehörigen die allerschlimmsten Vorwürfe zu hören, so daß sie damals vor dem Selbstmord stand. In ihrer erbitterten Enttäuschung über den Vater des Jungen vermochte sie auch ihr Kind nicht wirklich anzunehmen, und sie gab es schon nach wenigen Tagen in ein Kinderheim. Erst mit 4 Jahren nahm sie S. zu sich. Kurz danach setzten massive erzieherische Schwierigkeiten ein. Wie S. der Schwägerin der Mutter gratulieren sollte, die der Junge aber nicht leiden mochte, stotterte er plötzlich (!) und seitdem habe es

nicht mehr aufgehört. An dem Jungen fällt heute das scharf geschnittene und blasse Gesicht auf, das durch die Brille und die schmalen Lippen einen bewußten und frühreifen, ja schon erwachsenen Ausdruck bekommt. Er verfügt über ein erstaunliches Wissen und ist über die jüngsten politischen Ereignisse stets genauestens orientiert. Seine Haltung ist gespannt wie auf dem Sprung, seine Rede betont, scharf artikuliert und immer etwas gepreßt. Überdurchschnittlich begabt, in all seinen Leistungen in der Schule mindestens mit der Note 2. In der Leichtathletik strebt er Spitzenleistungen an, in seiner Klasse ist er der beste Springer und Läufer (er träumt öfters von Weltrekordzeiten, die er in spannendem Kampf noch unterbietet). Sonst aber ein ausgesprochener Individualist und unversöhnlich in seinen übertriebenen Forderungen an Kameradschaft und Gemeinschaft. Auch in seinen künstlerischen Produktionen zeigt sich der Zug ins Gewaltige und Einmalige: Er zeichnet die *höchsten* Gipfel, die *höchsten* Wolkenkratzer, die *schnellsten* Schiffe und Flugzeuge, den Weltrekordläufer, wie er das Ziel durchläuft usw. In seinem Berufswunsch – Journalist – mißachtet er seine sprachliche Gehemmtheit völlig, bzw. versucht sie überkompensativ zu überwinden. Aber im Grunde verdeckt sich hinter all dem ein recht labiles Selbstgefühl, das er selber nicht wahrhaben will, an das ihn aber sein Symptom ständig mahnt und das sich in seiner leichten Reizbarkeit und seinem Jähzorn völlig offenbart.

Im Volksmund bezeichnet man einen solchen Menschen als „überspannt“, womit der seelische Grundzug schlaglichtartig beleuchtet ist. Er will zu hoch hinaus und ist dann wie einer „der Angst vor seiner eigenen Courage bekommt“, und doch ist ihm dies Gesetz auferlegt, denn schon immer – nach dem Schicksal der ersten Lebensjahre ohnehin – wurde ihm durch die Berufstätigkeit der Mutter die wärmende Nähe zu ihr genommen, und er sah sich auf sich allein gestellt und der verbissene Angriff mußte ihm tatsächlich als die beste Verteidigung erscheinen.

Wir müssen nun schließlich noch auf eine Gruppe eingehen, die zwar verschwindend klein ist, aber doch erwähnt werden muß, denn sie läuft gleichsam auf eine Vaterlosigkeit hinaus und wirft damit die gleiche Problematik auf.

G. G. wurde uns mit 12 Jahren wegen seines seit dem 6. bis 7. Lebensjahr bestehenden Stotterns vorgestellt.

Er habe mit 14 Monaten gelaufen, tagsüber bis zum 4. Lebensjahr eingenäßt. Vor dem Einschlafen sei er oft sehr unruhig gewesen. Die Sprachentwicklung war wesentlich verzögert. Die Mutter hat ihn erst mit 6 Jahren verstanden. Bis dahin sprach er sehr verwaschen und undeutlich. Als er in die Schule kam, wurde das Sprechen besser, dafür fing dann das Stottern an. Auch heute stammelt er gelegentlich (Kapazismus). Die Mutter hatte sich zuletzt sehr viel Mühe gegeben und ihm immer alles hochdeutsch vorgesprochen und zur Langsamkeit ermahnt. Die erste Klasse mußte er wiederholen. Er spielt viel lieber mit kleineren Kindern; in die Streitigkeiten der Gleichaltrigen mischt er sich nicht ein. Am liebsten hilft er im Haushalt. Er sei ausgesprochen gutmütig, folgsam und anhänglich. Die Eltern und Großeltern würden gerade an G. furchtbar hängen, weil er immer so „brav“ sei. Der drei Jahre ältere Bruder sei viel frecher und lebhafter und in der Schule besser. Darum fühlt er sich über G. erhaben. Die Mutter, eine mittelkräftige Frau, strahlt wirkliche Mütterlichkeit aus. Sie wirkt in ihrer Art etwas naiv-hausbacken, jedoch unbedingt treu und guten Willens und in ihrer Familie ganz aufgehend. Der Vater macht mehr einen weichen, fast weiblichen Eindruck mit sentimentalem Gesichtsausdruck und zugleich abwehrender Note. Gegenüber Frauen bzw. unseren Erzieherinnen gegenüber war er immer still, während er bei mir fast übervernünftig und betont theatralisch sprach. Seiner Frau gegenüber machte er einen unterwürfigen Eindruck.

G. selbst ist noch ein richtiges Kind von tölpelhafter Gutmütigkeit und oft treuer Hilfslosigkeit. Nicht in der Lage, irgendeine Tätigkeit selbst zu verrichten, sucht er immer die Anlehnung und Hilfe bei seinen Eltern, die auch in jeder Weise Rücksicht auf ihn nehmen und sich obendrein an seiner drolligen und kleinkindhaften Gutmütigkeit und Zutraulichkeit weiden. Sobald er auf sich allein gestellt ist, ist er hilflos und von den Kameraden als „dumm verkauft“. Er traut sich nichts zu, so daß es zu keinem wirklichen Einsatz seiner

Kräfte kommt, da sie auch nicht von seiner nächsten Umgebung appellativ angefordert wurden. Das häusliche Milieu wird von der Mutter und den Großeltern bestimmt; der Vater hat höchstens die Rolle einer Drohne, die nur in der Unterordnung geduldet wird. So mußte die Einschulung für den Jungen in jeder Weise zu einer Überforderung werden und das seine persönliche Situation kennzeichnende Stammeln, als Ausdruck seiner ihm bis dahin gestatteten Kleinkindhaftigkeit, schlägt in ein Stottern um. Im Grunde klein und hilflos geblieben, weiß er sich in der Fremde nicht zurecht zu finden. Die weiterhin verweichlichende und verhätschelnde Sorge der Eltern und Großeltern verhinderte eine gesunde Abhärtung und der Junge war gezwungen, sich durch die Verdrängung seiner ichbehauptenden Kräfte und eine weiche Bravheit wenigstens die Anerkennung und Zuwendung des häuslichen Milieus zu sichern. *Hier stottert er nicht!* Nichts kennzeichnet wohl die Situation des Jungen mehr als der Bericht der Mutter, als sie den Jungen schon eine Woche vor dem vereinbarten Termin nach einer sowieso äußerst kurz bemessenen Beobachtungszeit aus dem Heim abholt: Sie würden zu Hause alle vor Heimweh nach dem Jungen vergehen. Seitdem der Bub fort wäre, gäbe es keine Freude mehr. Der Opa stiere den ganzen Tag in eine Ecke und einer mache dem anderen den Vorwurf, gestattet zu haben, daß der Junge von zu Hause weg sei. Es habe bei ihnen allen schon Tränen gegeben, sie könnten es jetzt nicht mehr aushalten.

Wir müssen uns nun noch den 19 Kindern zuwenden, deren Vater – wenigstens soweit sich feststellen ließ – nicht weiter *auffällig* war. Außer zweien, bei denen die Familienverhältnisse zerrüttet waren, wurden alle Kinder verwöhnt, entweder auf Grund ihrer Stellung in der Geschwisterreihe oder auch durch eine schwierig bedingte Entwicklung bzw. schwere Krankheiten. Gleichzeitig aber unterlagen sie – und dies ist wohl das Kennzeichnende – einer lähmenden und nörgelnden Kritik, die sich mit nichts zufriedengab und die Initiative lähmte. Es sind *Mütter*, denen ihre Kinder alles bedeuten, die aber nicht deren Können und Verantwortlichkeit vertrauen. Diese Kinder stottern dann vor allem zu Hause, wo sie klein und unselbstständig gehalten werden und schon von vornherein wissen, daß sie ja doch nichts recht machen können. Mehrere Male fanden wir zudem noch völlig abgearbeitete und überspannte Mütter, die schon allein durch ihre zerfahrene und überhastete Redeweise und ihre leichte Erregbarkeit ihre Umgebung aufs höchste sensibilisieren mußten.

Zwei Fälle waren im ganzen noch wenig ausgeprägt – die Kinder standen beide erst im 7. Lebensjahr. Greifbar war die sehr starke Verwöhnung durch eine sehr sensible und gefühlsbetonte Mutter; übrigens beides Mädchen und Einzelkinder. Bei der graziilen kleinen U. D. begann das Stottern unmittelbar nach der plötzlichen Trennung von den Eltern im 4. Lebensjahr und ihrer Verbringung zu der weit entfernt wohnenden Oma. Nach der Rückkehr in die Familie verschwand das Symptom wieder, trat mit der Einschulung erneut auf. Sie schloß jedoch bald die Lehrerin in ihr Herz, und von dem Augenblick an wurde das Sprechen besser. Die Erkrankung der Lehrerin und der weitere Unterricht durch eine Vertretung riefen das Symptom erneut hervor bis zur Wiedergesundung der Klassenlehrerin.

Wie ich in einem persönlichen ausführlichen Gespräch mit Frau Prof. G. L. Wyatt (Wellesley, Mass. USA), die seit vielen Jahren über das Stottern bei amerikanischen Kindern arbeitet, erfahren konnte, sieht sie das Stottern in erster Linie in einer Störung der Mutterbeziehung, vor allem in Form einer kürzeren oder längeren Trennung von ihr im 3.–4. Lebensjahr begründet, in einer Zeit, da das Kind ihrer Ansicht nach durch die Ausweitung des Sprachschatzes die beruhigende Hilfe der Mutter besonders brauchen müsse. Eine intensive Zuwendung von seiten der Mutter nach Auf-

treten des Symptoms würde fast regelmäßig binnen kurzem eine Besserung herbeiführen. (Aber wie lange?) Unsere U. D. dürfte ein klassisches Beispiel für diese Theorie sein, die u. E. dem Stottern allerdings nur im Initialstadium gerecht wird.

Das folgende Beispiel soll für die restlichen Fälle dieser zunächst unauffälligen Gruppe sprechen. Zugleich beleuchtet es belastende Kräfte, die häufig mitbeachtet werden müssen, selbst wenn die aus der Vaterbeziehung heraus erwachsende Spannung mit Recht mehr beeindruckt.

Der jetzt 12jährige L. P. wuchs zusammen mit seinem Zwillingbruder, dem er zum Verwechseln ähnlich ist, unter genau den gleichen Lebensbedingungen bis auf den heutigen Tag auf. Aber nur er begann mit dem 6. Lebensjahr zu stottern. Sicher ein nicht allzu häufig anzutreffender Fall, der deshalb ausführlich dargestellt werden soll.

Die frühkindliche Entwicklung war bei beiden Kindern etwas verzögert, wohl mitbedingt durch die starke Inanspruchnahme der Eltern in der Gast- und Landwirtschaft. L. war schon als Kleinkind etwas kräftiger und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Sein Bruder war dagegen immer der lebendigere und frischere – heute wird er von ihm völlig an die Wand gedrückt und *geredet*. Nicht uninteressant dürfte sein, daß L. der Erstgeborene ist und hierüber häufig in der Familie gesprochen wird und L. selbst öfters davon spricht, daß er einmal die Wirtschaft des Vaters erben würde. Bei den Zwillingbrüdern kann das immer wieder zu beobachtende Gesetz der gleichgeschlechtlichen Geschwisterreihe angelegt werden, wonach der ältere und zunächst stärkere durch den jüngeren, aber zugleich lebhafteren, in die Reserve gedrängt wird. Der ältere resigniert demgegenüber durch Annahme eines mehr reaktiv-konservativen Wesens. Beide Kinder dürften bei der vielbeschäftigten Mutter – einer unkomplizierten, etwas burschikosen, aber sonst ordentlichen Bauersfrau – keine volle Befriedigung ihrer frühkindlichen Bedürfnisse erfahren haben. Die Säuglinge wurden nicht gestillt und meistens von einer Verwandten versorgt. J., der Zwillingbruder, entwickelte auf diesem Hintergrund eine oralaggressive Haltung (beide Kinder wurden von uns genau untersucht. J. kann kurz als aufdringlich, frech, schnodderig und *vorlaut* gekennzeichnet werden), unterstützt durch die aus dem oben beschriebenen Gesetz her sich ableitenden Einstellungen. L. dagegen nahm aus dem gleichen Grunde und weil die aktive Reaktionsweise durch den Bruder belegt war, eine mehr passiv-regressive Charakterentwicklung, die sich übrigens auch in seinem intensiven Daumenlutschen spiegelt. Die Einschulung und die zum gleichen Zeitpunkt erfolgende Geburt der jüngeren Schwester mußten deshalb für L., dessen Gefühle noch ganz und gar narzißtisch-ichbezogen waren und dem das soziale Erleben als Quelle der Befriedigung und Bestätigung deshalb verwehrt war, zu einer Krisis werden. Die erfolgreiche Regression war ihm durch das Schwesterchen verbaut. L. gerät jetzt in das Schlepptau seines offensiveren Bruders, um so mehr, da er erleben muß, daß dessen Erlebnisstil den Erwartungen seiner Eltern entspricht. Er wird zum Mitläufer, zum Schatten seines Bruders, ohne je dessen Tun wirklich innerlich nachvollziehen zu können. Gefühlsmäßig bleibt er in der Problematik seines frühkindlichen Ressentiments stecken – noch mit 12 Jahren ist er intensiver Daumenlutscher! Sobald nun in Abhebung von seinem Bruder, ohne dessen Stütze bzw. ohne in dessen vorgetretener Spur laufen zu können, eine verantwortliche Stellungnahme von ihm gefordert wird, versagt er und stottert. Allein kann er sich nicht behaupten. Was hilft ihm da die körperliche Überlegenheit gegenüber seinem Zwillingbruder – im Fasching war J. ein General und er selbst nur ein kleiner Unteroffizier. Wenn er im stockenden Bericht über dieses Spiel immer wieder auf die vielen Orden hinweist, die er getragen habe, so erscheint das wieder wie ein narzißtischer Ersatz für die frustrierte Selbstdurchsetzung und Ichbehauptung. Das Stottern wird auch hier zum wirklichen Symptom, zum Sinnbild seiner kläglichen Unterordnung, zur Entschuldigung seines subalternen Wesens, die aber gleichzeitig teilnahmsvolle Rücksichtnahme erzwingt und so doch noch zu einem geheimen Lustgewinn kommt – ein Mechanismus, wie wir ihn mehr oder weniger bei allen wirklichen neurotischen Erkrankungen finden. Die Ausweglosigkeit seines eigenen Lebensstils kommt kaum deut-

licher als in seinem zukunftsbeschwörenden Hinweis zum Ausdruck, daß schließlich an der Außenwand seines Elternhauses über dem Eingang der Wirtschaft *sein* Vorname und nicht der seines Bruders prange. Sein Erstgeborenenrecht bedarf der Versicherung durch schon längst verwittrte Schriftzüge irgendeines Vorfahren.

3. Gefügige Bravheit als charakterologische Verhaltensdominante und ihre Abhängigkeit von der erzieherischen Umwelt des stotternden Kindes

Einem jeden, der die rund 100 charakterologischen Gutachten durchlesen würde, die dieser Arbeit zugrunde liegen, würde als übereinstimmender Zug bei unseren stotternden Kindern und Jugendlichen eine ausgesprochene *gefügige Bravheit* auffallen. Sehr oft bringen es die Eltern gleich in der ersten Sprechstunde zum Ausdruck, wenn sie *nur* das Stottern beklagen. Sonst mache ihnen ihr Kind keinerlei Sorgen. Es sei gehorsam, hilfsbereit und brav. Nur einige wenige Fälle zeigten auch erzieherische Schwierigkeiten; aber auch hier ist die Grundtendenz des elterlichen Wirkens auf die Bravheit ihres Kindes abgestellt und die kindlichen Schwierigkeiten erscheinen dann als ein allzu leicht einfühlbarer Protest gegen die übertriebenen und überängstlichen Forderungen von seiten der Eltern. Andererseits sind die Kinder aber auch verwöhnt! In unserem Material sind Verwöhnung und Bravheit im allgemeinen für das Kind zwei sich gegenseitig bedingende Gegebenheiten, deren zwingende Verkettung es in den allerwenigsten Fällen zu durchbrechen vermag. Es braucht nicht betont zu werden, daß die mit der Verwöhnung immer einhergehende Intensivierung der Mutterbeziehung und gleichzeitige Verweichlichung und Veruntüchtigung erst den atmosphärischen Hintergrund und das Kraftfeld abgeben, auf dem der Vater und die autoritative Welt (Schule!) als Überwältigung und icherdrückende Gewalt erfahren werden müssen. Nur bei 12% fehlte diese enge Mutterbeziehung. Hier war aber gleichzeitig die Mutterbeziehung überhaupt in Frage gestellt. Bei diesen Kindern fanden sich denn auch gehäufte neurotische Symptomatik, wie Unruhe, Pavor nocturnus, Nägelkauen und vor allem auch Bettnässen, als unmittelbarer Ausdruck des frühkindlichen Defizits an mütterlicher Wärme und Geborgenheit.

Als absolut greifbarer Niederschlag der auf Bravheit und persönlichkeitsengende Anpassung hinzielenden Erziehung muß die frühe Sauberkeit der stotternden Kinder gewertet werden. Hierüber geben nachfolgende Zahlen Aufschluß. Es fällt vor allem der sehr hohe Prozentsatz an äußerst früh und sonst in der Praxis der Erziehungsberatung zu einem so frühen Zeitpunkt nicht häufig anzutreffenden sauber gewordenen Kindern auf.

Von den von uns untersuchten Kindern und Jugendlichen waren:

Sauber bis zum 12. Monat (!)	36 %	
bis zum 18. Monat	32 %	
bis zum vollendeten 2. Lebensjahr	15 %	
im 2.-3. Lebensjahr	2 %	
Verspätet sauber geworden	3 %	} zus. 15 %
Bettnässer	12 %	

Wenn man bedenkt, daß sich bei den Bettnässern unter den Stotterern immer entweder ein schwerer Milieuschaden oder ein deutlicher Hospitalismus feststellen läßt,

so wird die frühe Sauberkeitsgewöhnung tatsächlich zu einem fundamentalen Tatbestand in der Entwicklung und der daraus resultierenden Charakterbildung unserer Stotterer. Der Einfluß dieses für das Kind bedeutsamen erzieherischen Eingriffs und seine Auswirkung auf den ganzen psychischen Habitus ist von der Tiefenpsychologie überzeugend dargestellt worden und braucht von uns nicht näher erörtert zu werden. Der Grundakkord für die weitere Entwicklung des Kindes ist damit angeschlagen und führt in der Regel zu der *braven* und *gefügigen*, ängstlichen und lebensunsicheren Grundeinstellung, die wir bei älteren Stotternern genauso fanden wie bei den jüngsten, die also nicht erst eine Folge des den freien Kontakt und die kraftvolle Entfaltung hemmenden Symptoms sein kann, denn sonst müßte sie bei den älteren Stotternern eine stärkere Ausprägung finden, was aber nicht in dem geforderten Maße der Fall ist. Wiederum können wir dem Symptom keine primär verursachende Kraft zubilligen, sondern in ihm nur einen Ausdruck persönlicher Standschwäche sehen.

Die von der persönlichen Mitwelt des Kindes, in erster Linie seinen Eltern, erzwungene *gefügige Bravheit* mit all ihren charakterlichen und psychodynamischen Konsequenzen hilft entscheidend mit, das Feld zu bereiten, aus dem, mit dem Augenblick der bewußten Ichfindung, das Stottern erwächst. Die immer wieder abverlangte Frustration der Selbstdurchsetzung führt zur Haltungsprägung im Sinne der genannten *gefügigen Bravheit*, die aber zwangsläufig in dem Augenblick zu einer Krisis führen muß, wo erstens die individuelle Entwicklung, insbesondere die des Ichs, und zweitens auch die autoritäre väterlich-männliche Erwartung das genaue Gegenteil verlangt, nämlich: *aktive Selbstbehauptung*. Diesem Konflikt von *Sein* und *Sollen*, dem *Noch-nicht-Können*, aber *Schon-Müssen*, gibt das Stottern beredten Ausdruck. Der *Anspruch* auf Behauptung und Bewährung erzielt nur ein Stottern als Zeichen des *Unvermögens* und u. U. auch des – aber eben doch nicht gewagten – *Widerspruchs*. Der Satz kann nicht als Ganzes und Zusammenhängendes gesprochen werden, sondern nur „unter Würgen und Recken“ – übrigens auch eine häufig zu beobachtende mimische Begleiterscheinung des Stotterns – stückweise hervorgebracht werden⁵. Die dem jeweiligen Reifungsstand gemäße Selbstauszeugung in der sprachlichen Darstellung, die Befreiung „aus der Gefangenschaft der unmittelbaren Eindrücke, mit denen ihn die Welt bestürmt“⁶, aber, da sie soziale Mitwelt ist, auch Antwort erwartet, mißlingt. Der gestotterte Spruch offenbart die eben doch noch nicht erreichte harmonische Verselbständigung des Ichs, seine Unfreiheit gegenüber endothymenten Haltungsbestimmtheiten und zwischenmenschlichen Abhängigkeiten.

Um noch einmal auf das Familienmilieu zurückzukommen, so müssen wir darauf hinweisen, daß Verwöhnung von seiten der Mutter und Bravheitserziehung auf der einen und strenge oder übermächtige Autorität des Vaters auf der anderen Seite in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen. Frauen, die in ihrem Mann keinen Gefährten und tragenden Partner finden, erliegen allzu leicht der Gefahr, die gesunde Distanz zu ihren Kindern zu verlieren, und ihr Erziehen und ihre Stellung zu den Kindern überhaupt ist dann von unbefriedigten und unbewuß-

⁵ So ist es nicht ohne Bedeutung für den ganzen Sachverhalt, wenn der Volksmund dem Ratenzahlgeschäft den Ausdruck „Abstottern“ zugelegt hat. Die Summe, die nicht als Ganzes aufgebracht werden kann, wird unter Schwierigkeiten mühsam nach und nach zusammengezahlt.

⁶ *Pb. Lersch*: Aufbau der Person. München 1951, S. 362.

ten Erwartungen und Triebfedern bestimmt, wie wir sie bei M. C. (S. 159) schildern konnten, was u. U. einer Art ödipalen Konfliktlage durchaus Vorschub leisten kann. Umgekehrt wird aber gerade durch ein weiches und überängstliches Verhalten der Mutter der Vater erst recht zu einer resoluten und fordernden Einstellung gebracht, so daß zu der oft konstitutionell bzw. charakterlich bedingten Persönlichkeitsspannung unter den Eltern noch eine sozialpsychische im Sinne einer gegenseitigen kontrastierenden Kompensation tritt. Solche Dynamismen zu spüren und greifbar zu machen, kann nicht Frucht einiger Testuntersuchungen oder weniger Hausbesuche, auch nicht Erkenntnis auf Grund einiger Dutzend sprachheilpädagogischer Stunden sein, sondern nur Ergebnis ganzheitlicher und umfassender Betrachtungsweise, die die eben genannten Erfahrungen als Bausteine genauso zu verwerten weiß, wie tiefenpsychologische und sozialpsychologische Erkenntnisse.

VI. Zur Behandlung des Stotterns

Nichts kennzeichnet wohl die Situation der Sprachheilpädagogik zu Beginn des vorigen Jahrhunderts mehr als der von *Kussmaul*⁷ zitierte Ausspruch *Itards* (1817): „Die Behandlung des Stotterns ist noch nicht weiter als vor 2000 Jahren.“ Seitdem ist jedoch heute eine kaum mehr zu überschauende Literatur zum Problem des Stotterns erschienen. Dabei fällt auf, daß erst im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts das Stammeln vom Stottern begrifflich klar unterschieden wurde. Die Verschiedenheit der im 1. Kapitel dieser Arbeit erwähnten Theorien über das Wesen und die Entstehung des Stotterns bedingt auch unterschiedliche Wege in der Therapie.

*Gutzmann*⁸ geht von Atem-, Stimm- und Artikulationsübungen aus und legt besonderen Wert auf den weichen, sanften Stimmansatz.

*Liebmann*⁹ dagegen hält diese Übungen für direkt schädlich, da sie die Aufmerksamkeit des Kindes noch mehr auf das Leiden lenke. Für ihn liegt die eigentliche Behandlung in der zielbewußten Ablenkung der Aufmerksamkeit des Stotternden von seiner Sprechttätigkeit. Er versucht dies durch gemeinsame Lese- und Sprechübungen, durch Nachsprechen und Nacherzählen und schließlich durch die schrittweise eingeführte freie Konversation zu erreichen.

*Fröschels*¹⁰ will mehr als eine oberflächliche Symptombehandlung und bemüht sich deshalb um die psychische Struktur, um unbewußte Einstellungen und Befürchtungen des Patienten. Er bekennt sich zu der Ansicht, „daß man krankhafte psychische Zustände mit der Vernunft beseitigen kann“¹¹. Deshalb nehmen auch bei ihm reine Übungsbehandlungen einen breiten Raum ein. Erwähnt sei noch die von ihm vorgeschlagene Kaumethode, durch die der Patient seine Stimm- und Sprechwerkzeuge wieder gebrauchen lernt.

⁷ *Kussmaul*: Die Störungen der Sprache. Leipzig 1920.

⁸ *H. Gutzmann*: Das Stottern. Frankfurt 1898 sowie das „Sprechübungsbuch“, 22. Aufl., Hannover 1954.

⁹ *Liebmann*: Vorlesungen über Sprachstörungen. 1. Heft.

¹⁰ *E. Fröschels*: Lehrbuch der Sprachheilkunde. 2. Aufl., Wien-Berlin 1925.

¹¹ *E. Fröschels*: Sprach- und Stimmstörungen. Wien-Berlin 1929, S. 52.

*Rothe*¹² sieht in der Behandlung eines Stotterers eine grundsätzliche Umerziehung, die ausgehend von der Annahme des Leidens zu einem neuen Menschen führen soll. Auf diesem Wege der Selbsterkenntnis und Selbstführung muß der Therapeut ein ständiger Begleiter sein und immer wieder Freude, Lebenslust und Mut vermitteln.

Die *tiefspsychologischen* Theorien wurden schon genannt. Die analytische Behandlungsmethode soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Es sei jedoch erwähnt, daß im Gespräch mit Analytikern immer wieder eine leichte Unsicherheit hinsichtlich der ausschließlichen Gültigkeit ihrer Theorie beim Stottern beobachtet werden kann, und daß gar nicht so selten auf die bewährten Übungsbehandlungen zurückgegriffen wird.

Das stotternde Kind findet heute in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Schul- und Gesundheitsbehörden. In größeren Städten wird verschiedenorts versucht, die stotternden Kinder auszulesen und entsprechenden Behandlungen zuzuführen. Soweit wir die Dinge übersehen, wurden bisher in Hamburg und Berlin regelrechte *Sprachheilschulen* eingerichtet, in denen alle sprachgestörten Kinder, also nicht nur die Stotterer, nach Jahrgängen klassenweise zusammengefaßt sind. Vor allem die Hamburger Schule kann auf eine reiche Erfahrung und gute Erfolge zurückschauen¹³. *Sprachheilkurse*, in denen die Kinder an ein oder zwei Nachmittagen in der Woche für eine Sprachübungsstunde zusammengefaßt werden, haben bei stotternden Kindern wenig Erfolg und sind auf die Dauer unbefriedigend.

In Westfalen-Lippe sind für stotternde Kinder in Bad Rothenfelde am Teutoburger Wald zwei *Heime* eingerichtet worden, von denen das eine konstitutionsgeschwächte Kinder für 6wöchige Kuren aufnimmt. In dem zweiten Heim werden neurotische Stotterer für 4 bis 6 Monate zu einer intensiven heilpädagogisch-psychotherapeutischen Behandlung aufgenommen. Die personelle Besetzung und Struktur dieses Heimes entspricht denen anderer heilpädagogischer Einrichtungen. Der Träger dieser Einrichtungen ist die Sprachkrankenfürsorge im Landschaftsverband Westfalen-Lippe.

Wie in anderen Gebieten der Wissenschaft ist auch auf dem Gebiet der Sprachheilbehandlung eine Abkehr von einer bestimmten Methode zu beobachten. Je nach Lagerung des Falles wird der einen oder der anderen Methode der Vorzug gegeben oder mehrere miteinander kombiniert.

Aus unseren in dieser Arbeit dargelegten Untersuchungen wird klar, daß alle psychologischen Bemühungen auf die Stärkung und Hebung des Selbstgefühls und eine allgemeine Verselbständigung hinauszulaufen haben. Der Weg zu diesem Ziel ist je nach Lage des Falles verschieden. Eine unbedingte Voraussetzung jeglicher Therapie liegt immer in einer gründlichen, besonders auch psychologischen Untersuchung eines jeden einzelnen Stotterers. Diese versetzt uns sehr viel besser in die Lage, die in Frage kommenden pathogenen Fakten zu erkennen, zu isolieren und u. U. auch zu beseitigen.

Eine ausschließlich sprachheilpädagogische muß nach dem Gesagten als eine nicht

¹² K. C. Rothe: Das Stottern, die assoziative Aphasie und ihre heilpädagogische Behandlung. Österr. Bundesverl. Wien 1925.

¹³ Vgl. das Referat von Rektor Wulff, Hamburg, in dem Bericht über die 1. Hauptversammlung der Arbeitsgem. f. Sprachheilp. in Deutschland, Hamburg 1955.

genügende Behandlung, als eine eben *nur* symptomatische erscheinen. Sie kann wie die nassen und kühlen Umschläge bei einem Fieberkranken ein erster Schritt und eine erste Erleichterung sein, die dem Leidenden auch die Symptomüberwertung nimmt. Bei Fällen, die anscheinend durch ausschließliche Sprachübungen geheilt wurden, müßte eben mit Sorgfalt geprüft werden, wo die heilenden Kräfte tatsächlich ihren Ursprung nahmen, ob überhaupt außerhalb des Sprechzimmers oder allenfalls in der positiven Übertragung auf den Sprachheillehrer. Reine Sprachübungen können einem Stotterer ebensowenig das Sprechen lehren, wie Schwimmübungen auf dem Land dem Nichtschwimmer das Schwimmen.

Der Therapeut muß um die konstitutionellen, charakterologischen und vor allem auch milieukundlichen Zusammenhänge wissen und darauf aufbauend durch Erziehungsberatung und Umgebungsbeeinflussung das Kräftespiel zu ändern und damit pathogene Faktoren auszuschließen versuchen. Währenddessen muß das Kind eine dem Alter jeweils angemessene psychagogische, spieltherapeutische und auch sprachheilpädagogische Betreuung unter Einbeziehung aktiv entspannender¹⁴, heilgymnastisch-rhythmisierender und atemtechnischer Übungen erfahren, die sich nicht auf das Sprechzimmer beschränken darf, sondern möglichst andere fördernde Kreise und Gruppen (z. B. Gruppentherapie, Jugendgruppe, Sportverein, Geselligkeit) miteinbeziehen sollten. Als Therapeuten empfehlen sich in erster Linie solche männlichen Geschlechts. Ihnen gegenüber kommt die spezielle Problematik schneller zur Wirksamkeit und eine gesunde männliche Autorität, wie sie der Therapeut verwirklichen soll, wird wesentlich zur Korrektur des Vater- und Autoritäts-Bildes beitragen. Sprachheilschulen und -kurse stehen und fallen dann mit der Persönlichkeit des Lehrers und dessen spezieller Ausbildung.

Nachdem massive Belastungen und grobe Erziehungsfehler ausgeschaltet sind, liegt ein erster Schritt zur Stärkung des Selbstgefühls zunächst einmal in dem Abbau übersteigerter und verkrampfter Einstellungen und Absichten. Das versteifte Trotzedem und der verstiegene Ehrgeiz, mit denen der Stotterer aus seiner Gesamthaltung heraus und als Kompensation Erfolg und Bestätigung erzwingen will, müssen gemildert werden. In der Art und Weise des ständigen persönlichen Umgangs muß das stotternde Kind wieder Glauben an sich zurückgewinnen. Der Weg dazu wird sehr oft in kinderpsychotherapeutischen Methoden gesucht werden müssen. Dabei genügt nicht die Auflösung eines fixierten Komplexes. Die Konfliktlage eines Stotterers läßt sich nicht mit einem Schlag lösen. Alle Bemühungen müssen vielmehr unter dem Gesichtspunkt von Hilfen und Begünstigungen eines Reifungsprozesses gesehen werden, den das stotternde Kind auf seinem Weg zu einer harmonischen, natürlichen und ausgeglichenen Persönlichkeit durchlaufen muß. Das Stottern, als alarmierendes Zeichen einer verkrampften „männlichen“ Lebenseinstellung wird um so mehr schwinden, je mehr sich der Stotterer wieder getragen weiß von seinem eigenen Lebensgrund und eingebunden weiß in die soziale Mitwelt. Ein gesichertes Selbstgefühl, als das Zumutesein, in der ein jeder „die Tatsache seines individuellen Selbstseins“ erlebt¹⁵, *erwächst* aus dieser binnenseelischen Integration der Schichten.

¹⁴ J. H. Schultz: Autogenes Training. Stuttgart 1950.

J. Faust: Aktive Entspannungstherapie. Stuttgart 1949.

¹⁵ Ph. Lersch: a. a. O., S. 266.

Hierdurch wird die bei Stotterern als charakteristisch anzutreffende „Einseitigkeit der Akzentuierung“ des Verhältnisses von endothyem Grund und personellem Oberbau in das „Männlich“-Bewußte hinein schrittweise überwunden. Gleichzeitig aber soll das Kind wieder in eine wirkliche soziale Mitverbundenheit hineinwachsen. In einer harmonischen Eingliederung und nicht in einer reflektierenden Distanzierung gegenüber den sozialen Partnern und der Gemeinschaft werden wiederum die Voraussetzungen für ein gesundes natürliches Erleben geschaffen, das sich nicht mehr durch eine gehemmte und gefügte Bravheit zu sichern braucht. Der drohenden Vereinsamung und Vereinzelung des stotternden Kindes muß durch möglichst vielseitige, den sozialen Anschluß fördernde Maßnahmen vorgebeugt werden. Es genügt nicht, daß der Stotterer „irgendwie“ mit seinen Schwierigkeiten fertig wird, sondern daß auch *er* zu einer harmonischen Entfaltung seiner in ihm angelegten Möglichkeiten kommt. Er braucht deshalb eine stetige Hilfe und Stütze. Er braucht vor allem einen Menschen, an dem er sich orientieren kann und der ihn in der rechten Weise ermutigt und ihm auf den verschiedensten Wegen zu Erfolgserlebnissen verhilft. Es gibt hier kein Patentverfahren. Der konkrete Weg erwächst aus der Eigenart des Kindes, dessen besonderen Schwierigkeiten und Befähigungen *und* der Individualität des Therapeuten.

Schluß

Sehr viele kindliche Fehlreaktionen, Fehlhaltungen und neurotische Fehlentwicklungen sind unmittelbar und entstehen ohne den Durchgang durch das bewußte Ich. Sie wurzeln in den Tiefen des endothyen Grundes als Reaktionen auf dort niedergeschlagene und noch sich niederschlagende Beeinträchtigungen – ein Vorgang, der bewußtseinsunabhängig, katathym verläuft und auch ausläuft und erledigt ist, sobald er in der gleichen Persönlichkeitsschicht katathym erledigt ist. Das Stottern bietet sich aber auf Grund all der dargelegten Untersuchungen als eine Störung, die quer durch den Aufbau der Persönlichkeit geht, bzw. deren Kern trifft, nämlich ihr Selbstgefühl, womit ja gleichzeitig ein bewußtseinmäßiger Anteil mitgemeint ist, der sich uns als Ausgangspunkt der ganzen Fehlentwicklung im 3. bis 6. Lebensjahr erwies.

Stottern ist der bewußt erlebte Ausdruck einer Ichbehauptungsschwäche. Darum kann es erst auftreten, wenn die Entwicklung zur Ichausbildung geführt hat, darum trifft es vor allem das männliche Geschlecht, das unter der Thematik der Durchsetzung und der Behauptung antritt, darum verstärkt es sich gerade in *den* Bezügen, die bestimmt sind von der persönlichen Verantwortung und wird es schließlich auch verstärkt durch all solche Momente, die eine persönliche Verantwortung erschweren.

Wir hoffen, daß es gelungen ist, die nicht zu übersehende psychologische Relevanz der in dieser Arbeit behandelten Momente genügend herausgestellt zu haben. Der entscheidende Vorteil gegenüber jeder organisch-physiologischen Erklärung¹⁶ des Stotterns liegt darin, daß mit der Annahme einer anthropologischen Deutung des

¹⁶ Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß das Hereinspielen organischer und noch mehr konstitutioneller Faktoren im Sinne von begünstigenden Dispositionen eine große Rolle spielen kann. Aber diese Dispositionen allein genügen nicht zu einer umfassenden Erklärung und Deutung.

Stotterns, die aufbaut auf exakten psychologischen und sozialpsychologischen Untersuchungsergebnissen, die Störung als *verstehbar* erscheint. Das aber, was für eine Persönlichkeit zum Sinnbild ihrer selbst wird, kann nicht durch Tabletten oder Winterschlaf ausgemerzt oder herausoperiert werden. Noch im 19. Jahrhundert versuchte *Dieffenbach* (1792–1847) das Stottern chirurgisch zu heilen, indem er die Zunge durch Herausschneiden eines großen Keiles aus der Zungenwurzel verkürzte und dann wieder zusammennähte¹⁷.

Das, was schwach ist, noch unentwickelt, muß nachwachsen und nachreifen, bis eines Tages die Harmonie und die Geschlossenheit des Ganzen erreicht ist und das Ausdrucksbild der überwachsenen Stufe verschwinden wird, da die in dieser Richtung drängenden Kräfte jetzt fehlen. Über die Schwere eines solchen Weges soll hier allerdings nicht hinweggetäuscht werden! Wir sagen: Das Symptom hat sich verloren und drücken damit treffend den hier gemeinten Tatbestand aus. So wenig wie einer anzugeben weiß, wann sich seine ausgeschriebene Handschrift gebildet hat, oder zu welchem Zeitpunkt er die Verkrampfungen und Versteifungen der Pubertät überwunden hat, genauso wenig kann der Stotterer, der seinen Fehler verloren hat, einen eng umrissenen Zeitraum angeben, seitdem er wieder richtig spricht.

So erinnerte sich kürzlich ein früherer Schulkamerad auf meine Frage hin ganz erstaunt seines Symptoms, unter dem er noch vor mehreren Jahren furchtbar gelitten hatte, das er aber heute *verloren* hat, ohne eigentlich zu wissen, wann. Ihm war Erfolg in jeder Weise geglückt und heute läßt nur mehr der weltmännische und aristokratische Lebensstil die früher offenbare, von Minderwertigkeitsgefühlen bestimmte Lebensgrundstimmung durchschimmern, indem sie nun umgeschlagen ist in das überkompensierte Gegenteil.

Zum Therapeuten des Stotterers kann die ganze ihn umgebende persönliche Welt, sein eigenes glücklich verlaufendes Schicksal werden, das seine Nachreifung und Harmonisierung beschleunigt und gleichzeitig die Ablösung von ihm früher belastenden und beengenden Umständen, welcher Art sie auch immer seien, erleichtert.

Wer in gezielter Weise einen stotternden Menschen behandeln will, der muß die Bereitschaft mitbringen, dem *ganzen* Menschen in personaler Begegnung gerecht zu werden.

LITERATURVERZEICHNIS

- (1) *Appelt, A.*: Zur Behandlung des Stotterns. Internat. Ztschrft. f. Individualpsychol. Jg. 2 (1924).
- (2) *Asperger, A.*: Heilpädagogik. 2. Aufl. Wien 1956.
- (3) *Backus, O.*: Incidence of stuttering among the deaf. (Vorkommen von Stottern bei Gehörlosen.) Ann. of Otol. 47 (1938).
- (4) *Bitter, W.*: Vorträge über das Vaterproblem in Psychotherapie, Religion und Gesellschaft. Stuttgart 1954.
- (5) *Brown, Spencer F.*: The influence of grammatical function on the incidence of stuttering (Die Beziehung des Stotterns zur grammatischen Funktion). J. Speech Disorders 2 (1937).

¹⁷ Vgl. seine Schrift: „Die Heilung des Stotterns durch eine chirurgische Operation“, Berlin 1841.

Über andere operative Versuche informiert *H. Gutzmann* in seiner Monographie über „Das Stottern“, Frankfurt 1898, S. 74 ff.

- (6) *Brown, Spencer F.*: Stuttering with relation to word accent and word position (Stottern in Bezug auf Wortakzent und Wortstellung). J. abnorm. a. soc. Psychol. 33, (1938).
- (7) *Bryngelson, Bryng and Thomas B. Clark*: Left handedness and stuttering (Linkshändigkeit und Stottern). J. Hered. 24 (1933).
- (8) *Bühler, Ch.*: Kindheit und Jugend. 3. Aufl. Leipzig 1931.
- (9) *Bühler, Ch.*: Praktische Kinderpsychologie. Wien 1937.
- (10) *Bühler, Karl*: Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes. Heidelberg 1949.
- (11) *Bünzli-Zehnder, Margit*: Über Heilung von Stotterern mit Psychotherapie. Schweiz. Arch. Neur. 70, (1952).
- (12) *Burkhardt, Heinz*: Psychische Ursachen des Stotterns. Ztschrft. f. pädag. Psychol. u. exp. Pädag. Jg. 23, 5/6, 1922.
- (13) *Busemann, A.*: Erregungsphasen der Jugend. Ztschrft. f. Kinderforschung 33, 1927.
- (14) *Busemann, A.*: Krisenjahre im Ablauf der menschlichen Jugend. Ratingen, 1953.
- (15) *Ciampi, Lanfranco*: Neue ätiopathogenetische und therapeutische Auffassung des Stotterns. Bol. Inst. psiquiátr. Fac. méd. Rosario 4, (1932).
- (16) *Clark, L. Pierce*: The mental treatment of stammering (Die geistige Behandlung des Stotterns). Psychiatr. Quart. 8, (1934).
- (17) *Dieffenbach, J. F.*: Die Heilung des Stotterns durch eine chirurgische Operation. Berlin 1841.
- (18) *Diatkine, René*: Le bégaiement (Das Stottern). Evolut. psychiatr. (Paris) 1951.
- (19) *Ebner, F.*: Das Wort und die geistigen Realitäten. Innsbruck 1921.
- (20) *Faust, J.*: Aktive Entspannungstherapie. Stuttgart 1949.
- (21) *Ferenbach, M.*: Zur seelischen Struktur der Stotterer. Psyche 1949/50 S. 131.
- (22) *Freud, S.*: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 10. Aufl. Leipzig-Wien-Zürich 1924.
- (23) *Freund, Hinko*: Das Stottern im Lichte moderner Seelenforschung. Z. Kinderf. 40, 1932.
- (24) *Freund, Hinko*: Psychopathologisches zum Stotterproblem. Mschr. Ohrenheilk. 71, 1937.
- (25) *Freund, Hinko*: Über inneres Stottern. Z. Neur. 151, 1934.
- (26) *Freund, Hinko*: Über Stottern. Lijecn. Vjesn. 55 (1933).
- (27) *Freund, Hinko*: Zur Frage der Beziehungen zwischen Stottern und Poltern. Mschr. Ohrenheilk. 68, 1934.
- (28) *Freund, Hinko*: Der induktive Vorgang beim Stottern und seine therapeutische Verwertung. Z. Neur. 141, 1932.
- (29) *Friedmann, Alice*: Individualpsychologische Untersuchungen an Stotterern. Mschr. Ohrenheilk. 69, 1935.
- (30) *Friedmann, Alice*: Zum Problem der Linkshändigkeit, insbesondere im Zusammenhang mit der Stotterfrage. Mschr. Psychiatr. 97, 1937.
- (31) *Fröschels, H.*: Lehrbuch der Sprachheilkunde. 2. Aufl. Leipzig-Wien 1925.
- (32) *Fröschels, H.*: Sprach- und Stimmstörungen in Büchern der ärztlichen Praxis. Wien-Berlin 1929.
- (33) *Fröschels, H.*: Stuttering and psychotherapy (Stottern und Psychotherapie). Folia phoniatr. Basel 1951.
- (34) *Fröschels, H.*: Zur Diagnose des Nachahmungsstotterns. Wiener med. Wschr. Jg. 78, 29 (1928).
- (35) *Gebattel, V. E. v.*: Prolegomena einer medizinischen Anthropologie. Berlin-Göttingen-Heidelberg 1954.
- (36) *Geisler, E.*: Zur Ätiologie und Theorie des Stotterns im Kindesalter. Arch. f. Kinderheilk. 152, 1955.
- (37) *Göllnitz, G.*: Die Bedeutung der frühkindlichen Hirnschädigungen für die Kinderpsychiatrie. Leipzig 1954.
- (38) *Grebe, Otto*: Die funktionellen Sprachstörungen und ihre Behandlung in der Hypnose. Halle 1927.
- (39) *Grewel, Fr.*: Stottern. Die psychiatrische-neurologische Seite des Stotter-Phänomens. Psychiatr. Bl. 41, 1937.
- (40) *Guardini, R.*: Welt und Person. Würzburg 1940.
- (41) *Gutzmann, H.*: Das Stottern. Frankfurt 1898.

- (42) *Gutzmann, H.*: Sprachheilkunde. 2. Aufl. Berlin 1912.
- (43) *Gutzmann, H.*: Sprechübungsbuch. 21. u. 22. Aufl. Hannover 1954.
- (44) *Hoepfner, Th.*: Psychologisches über Stottern und Sprechen. Ztschrft. f. Psychotherapie u. med. Psychol. 1911.
- (45) *Hoepfner, Th.*: Stottern als assoziative Aphasie. Ztschrft. f. Pathopsychol. Buch 1.
- (46) *Hoepfner, Th.*: Stottern und assoziative Aphasie. Ztschrft. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. 94, 1924.
- (47) *Hoepfner, Th.*: Zur Klinik und Systematik der assoziativen Aphasie. Ztschrft. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Bd. 79, 1/3, 1922.
- (48) *Hofstätter, P. R.*: Gruppendynamik. Rowohlts Deutsche Enzyklopädie. Buch 38.
- (49) *Jung, C. G.*: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen. Zürich 1949.
- (50) *Kern, Arthur*: Der Einfluß des Hörens auf das Stottern. Arch. f. Psychiatr. 97, 1932.
- (51) *Kretschmer, E.*: Körperbau und Charakter. 20. Aufl. Berlin 1950.
- (52) *Krichauff, G.*: Therapeutische Möglichkeiten der Erstuntersuchung bei neurotischen Kindern. Ein Stotterfall. Prax. Kinderpsychol. 1, 1952.
- (53) *Kroh, O.*: Entwicklungspsychologie des Grundschulkindes. 11. u. 12. Aufl. Langensalza 1944.
- (54) *Kußmaul, A.*: Die Störungen der Sprache. Leipzig 1885, 4. Aufl. 1920.
- (55) *Lersch, Ph.*: Aufbau der Person. München 1951.
- (56) *Lersch, Ph.*: Vom Wesen der Geschlechter. 2. Aufl. München 1950.
- (57) *Liebmann, A.*: Vorlesungen über Sprachstörungen. H. 1.: Die Pathologie und Therapie des Stotterns mit Übungstafeln in völlig normaler Sprache. Berlin, Oscar Coblentz 1924.
- (58) *Matha, Louise*: Démonstration de technique rééducative des troubles psycho-neuromoteurs du type „bégaiement tonique“. (Vorführung des Übungsverfahrens bei psychoneurotischen Störungen vom Typus „tonisches Stottern“.) Rev. franc. Phoniatr. 6, 1938.
- (59) *Michel, E.*: Ehe, eine Anthropologie der Geschlechtergemeinschaft. Stuttgart 1948.
- (60) *Opitz, E.*: Zur Pathogenese und Psychotherapie des Stotterns. Hannover 1956.
- (61) *Paikine, M. I.*: L'analyse du phénomène clonique et son rôle dans la pathologie du bégaiement (Die Analyse des klonischen Phänomens und seine Rolle in der Pathologie des Stotterns). Rev. franc. Phoniatr. 7, 1939.
- (62) *Paikin, M.*: Über das Wesen des Stotterns. Z. Kinderf. 37, 1930.
- (63) *Paizay-Liebermann, Lucy*: Bewegungstherapie bei Stotterern. Z. Kinderf. 46, 1937.
- (64) *Remplein, H.*: Die seelische Entwicklung in der Kindheit und Reifezeit. 2. Aufl. München 1950.
- (65) *Román-Goldzieher, Klara*: Untersuchungen über die Schrift der Stotterer, Stammler und Polterer. Z. Kinderf. 35, 1929.
- (66) *Sachs, M.*: Zur Ätiologie des Stotterns. Wien klin. Wschr. Jg. 37, 1924.
- (67) *Seemann, M.*: Über somatische Befunde bei Stotterern. Mschr. Ohrenheilk. 68, 895–912 (1934).
- (68) *Schilling, R.*: Das kindliche Sprechvermögen. Freiburg 1956.
- (69) *Schneider, Ernst*: Über das Stottern. Bern 1953.
- (70) *Schneider, Ernst*: Über den Sinn des Stotterns. Z. psychoanal. Pädag. 2, 1928.
- (71) *Schulmann, A.*: Schriftuntersuchungen bei Stotterern. Verh. Internat. Ges. Logopädie 1933.
- (72) *Schultz, I. H.*: Autogenes Training. Stuttgart 1950.
- (73) *Siirde, Elmar*: Beobachtungen über das Stottern bei Schulkindern Dorpats. Eesti Arst 18, 1939.
- (74) *Stein, Leopold*: Sprach- und Stimmstörungen. Leipzig 1937.
- (75) *Stein, Leopold*: Entwicklungsgeschichtliche Deutung der Entstehung des Silbenwiederholens. Arch. f. Psychiatrie 70, 1924.
- (76) *Stekel, H.*: Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung. 2. Aufl. Wien-Berlin 1912.
- (77) *Stockert, G. F. v.*: Klinik, Ätiologie und Therapie des Stotterns. Dtsch. Ztschrft. f. Nervenheilk. 98, 1927.
- (78) *Stockert, G. F. v.*: Zur Ätiologie der Mitbewegungen beim Stottern. Ztschrft. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Bd. 88,4 (1924).
- (79) *Szondi, L.*: Konstitutionsanalyse von 100 Stotterern. Wiener med. Wschr. 1932 II.

- (80) *Tamm, Alfhild*: Stottern und Psyche. Acta psychiatr. Suppl. Bd. 46, 1947.
- (81) *Weiss, A.*: Der Zusammenhang zwischen Poltern und Stottern (Ein Grundlegungsversuch des Stotterproblems). Folia phoniatr. Basel 1950.
- (82) *Weizsäcker, V. v.*: Der kranke Mensch. Stuttgart 1951.
- (83) *Wiesenbütter, E.*: Anthropologische Deutung des Stotterns. Ztschrft. f. Psychother. u. med. Psychol. 1955.
- (84) *Wiesenbütter, E.*: Kindliche Neurosen. Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie. München-Berlin-Wien 1957/58.
- (85) *Wyatt, G. L.*: Stammering and language learning in early childhood. Amer. J. abn. and soc. Psych. 44, 1, 1949.
- (86) *Zulliger, H.*: Bausteine zur Kinderpsychotherapie. Bern 1957.
- (87) Bericht über die 1. Hauptversammlung der Arbeitsgemeinschaft für Sprachheilpädagogik in Deutschland e. V. in Hamburg 1955.

Dr. Peter Flosdorf, Würzburg, Frankfurter Straße 24

Blick in die arabische Welt

Zwischenbericht einer psychologischen Expedition

Von Ludwig Ferdinand Clauß, Oberursel/Ts.

Als ich im vorigen Herbst bei Iskenderun (Alexandrette) – oder, klassisch gesprochen, bei Issos, wo der makedonische Alexander den Perserkönig schlug – das arabische Sprach- und Volksgebiet betrat, ereignete sich auf dieser Schwelle etwas, das durchaus nicht zu meinem Forschungsauftrag gehörte und dennoch erwähnt werden muß, weil es den weiteren Gang der Dinge wesentlich bestimmte. Ein Reisegefährte, der sich mit mir in die Lenkung des Wagens teilte, hatte gerade das Steuer und – hocheifrig von der plötzlichen Güte der Straße – ließ er sich verlocken, so schnell zu fahren, wie er anderswo fährt. Das war gegen den Sinn jener Landschaft. Auch die Menschen des Landes fahren dort gerne schnell, doch ihre Geschwindigkeit ordnet sich in den Rhythmus, der die Landschaft bestimmt. Die Mannigfaltigkeit des Plötzlich-Möglichen, die im Westen durch Marken am Wege von einer Obrigkeit, die alles Schicksal verwaltet, sorgsam angezeigt wird, ist überall in der Welt, wo es Straßen gibt, im ganzen die gleiche wie hier. Doch wird sie nicht „amtlich erfaßt“, man läßt sie den Fingerspitzen. Keine Tafel kündigt, daß auf 3000 m mit wechselndem Wild oder Vieh zu rechnen sei. Aber Wild und Vieh sind da, und eben – Fingerspitzen.

Es war Nacht. Ihr entstieg eine Herde und füllte die Straße so rasch, daß der Lenker mit ganzer Kraft auf die Bremse trat. Ringsum Rindvieh. Der Wagen überschlug sich. Es war ein unvollendeter Purzelbaum, die Räder standen nach oben. Die Knochen der Fahrenden überstanden es, und mit Hilfe des Deutschen Konsulats in Iskenderun und einer Schar freudig zfassender Landeskinder kam alles wieder in Gang. Und doch – der Gang war jetzt anders. Zunächst der Wagen. Er fuhr, doch die Türen schlossen jetzt nicht mehr, genauer: sie schlossen, wenn sie wollten, und meistens wollten sie nicht. Wir liefen so manche gute Werkstatt an, doch keine heilte das Übel.

Auf die Reiseteilnehmer wirkte der Unfall verschieden. Was mich selbst betrifft,

Als sechstes und zugleich letztes Kind meiner Eltern wurde ich in Siegen in Westfalen geboren, wo mein Vater als Arzt einen Praktischkurs absolvierte. Mit dem nicht 6 Jahren trat ich in die Volksschule ein. Eineinhalb Jahre später starb mein Vater. Nach dem Besuch der 4 Grundschuljahre bestand ich die Aufnahmeprüfung des Realgymnasiums Siegen. Im Sommer 1944 als Fahrschüler besuchte. Meine Gymnasialzeit war zum großen Teil durch den Gang des Krieges bestimmt. Mit 12 Jahren leisteten wir die ersten großen Ernteeinsätze ab und mit gerade 15 Jahren kam ich zusammen mit meinen Klassenkameraden zu den Luftwaffenschulen. Meine Mutter reklamierte und mit Rücksicht auf den Fronteinsatz meiner fünf älteren Brüder entlassen. Kurz nachdem für mich der Unterricht wieder begonnen hatte, rückte unsere Schule zum Westwall ab. In dem sich ein mehrmonatiger Einsatz in

der Front. Die Kriegswirren inzwischen nicht mehr möglich, so trat. Einige Wochen später am 16. Dezember 1944 wurde meine Heimatstadt durch einen schweren Luftangriff mehr oder weniger vernichtet. Auch unser Haus brannte völlig aus, und wir mußten die nächsten Monate auf einem kleinen Dorf verleben. Zum 1.3.1945 erhielt ich den Einberufungsbefehl zum RAD. Nach vierwöchiger Ausbildung kamen wir in den Fronteinsatz, und schon einige Tage später wurde ich bei einem Panzerangriff der 1. SS-Panzerdivision zugeteilt. Die Kampfgruppe führte mich durch verschiedene Großlager in Belgien. Ende 1945 erfolgte die Entlassung als Jugendlicher in Cherbourg. Meine Brüder waren inzwischen unmittelbar älteren Bruder, der noch in den letzten Kriegstagen gefallen. Mit meinen noch unverheirateten Bruder bemühte ich mich um eine Wiedervereinigung. Im Sommer 1946 und 1947 ein Jahr später in den FÜKdankkurs ein, den ich im Juni

